

DEUTSCHE RUNDSCHAU

MÄRZ 1938

64. JAHRGANG

A U S D E M I N H A L T

PAHL: Der angelsächsische Aufmarsch zur See / v. TAUBE: Zwischenstaatliche Besitzregelungen / KLUGE: Das Leben der Werke / GMELIN: Iberische Fahrt / HOLLMANN: Moderne Medizin und medizinische Romantik / FECHTER: Der Kampf mit den Umwelten / PECHEL: Die Formierung der Reaktion in Frankreich 1789–1815 / POHL: Sturz der Göttin. Erzählung / DIESEL: Das politische Auto / BOVERI: Ein Vierteljahr Außenpolitik

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER
UND EUGEN DIESEL

MONATLICH 1.— RM

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.— RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustell-
gebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Vierteljährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt

SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 42
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELSIR. 22/24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG 295

64. JAHRGANG

MÄRZ 1938

INHALTSVERZEICHNIS

Walther Pahl: Der angelsächsishe Aufmarsch zur See.	161
Die Karte des Monats	170
Otto Freiherr v. Taube: Zwischenstaatliche Besitzregelungen	171
Die ewige Wirklichkeit	176
Kurt Kluge: Das Leben der Werke	179
Otto Gmelin: Iberische Fahrt.	183
Werner Hollmann: Moderne Medizin und medizinische Romantik	190
Paul Fechter: Der Kampf mit den Umwelten	193
Rudolf Pechel: Die Formierung der Reaktion in Frankreich 1789—1815	199
Gerhart Pohl: Sturz der Göttin. Erzählung. III.	207
Rundschau	214
Eugen Diesel: Das politische Auto	218
Margret Boverl: Ein Vierteljahr Außenpolitik	226
Literarische Rundschau:	
Ch. v. Zeromski: Eine deutsche Frau	235
R. Pechel: Die Silmansöhne	235
Kalender	236
Deutsche Bergsteiger	236
G. K. Schauer: Die drei Brüder	237

Der angelfächfische Aufmarsch zur See

Sperrfort Singapore

Singapore ist gefechtsbereit. Am 14. Februar ist das mächtige Trockendock „King-George-VI.“, das Kernstück dieser britischen Seefestung im Fernen Osten, feierlich dem Betrieb übergeben worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine spätere Geschichtschreibung einmal in der Fertigstellung Singapores einen entscheidenden Wendepunkt in der Nachkriegsgeschichte Großbritanniens erblicken wird. Singapore leitet eine neue Epoche ein, die Epoche der „Reaktivierung“ des britischen Anspruches auf die Suprematie zur See.

Man sollte endlich darauf verzichten, Singapore als ein „Gibraltar des Ostens“ zu bezeichnen. Die Zeit, in der man die Größe und Bedeutung von Seefestungen am Maßstab Gibraltars messen konnte, ist vorbei. Quantitativ und qualitativ hat der Maßstab „Gibraltar“ für Singapore seine Gültigkeit verloren. Quantitativ: d. h. in bezug auf die Stärke der Befestigungsanlagen; qualitativ: d. h. in bezug auf die Möglichkeiten Singapores, den durch den Einsatz der neuen Waffen veränderten Bedingungen der Seekriegsführung zu entsprechen.

Die Befestigungsarbeiten auf der etwa 32 km langen und 23 km breiten Insel Singapore, die der Südspitze der Malaiischen Halbinsel vorgelagert ist, wurden im Jahre 1923 begonnen, aber erst im Jahre 1928 mit voller Kraft aufgenommen. Der Bau des Kriegshafens allein hat bisher 11210000 Pfund verschlungen. Rechnet man noch die Kosten der Befestigungswerke, der Flugplätze usw. hinzu, dann kommt man auf einen Betrag von über 17000000 Pfund. Und das dürfte noch keineswegs die endgültige Bausumme sein. Wenn Singapore auch heute schon als „ready for use“ gilt, so wird der gigantische Waffenplatz doch erst im Jahre 1939 vollendet sein. Der Kriegshafen liegt an der etwa 1,3 km breiten Straße von Johore, welche die Insel vom Festland trennt, östlich von dem breiten Steindamm, über den die Eisenbahn von Singapore nach der Malaiischen Halbinsel führt. Das jetzt fertiggestellte Trockendock ist 305 m lang und 40 m breit. Hier und in dem vor einigen Jahren von England herangeschleppten 50000-t-Schwimmdock können Kriegsschiffe jeder Art in kürzester Frist repariert werden, auch die 35000-t-Schlachtschiffe. In dem neuen Trockendock, das in seiner Größe nur von dem „King-George-V.“-Dock in Southampton übertroffen wird, können auch Schlachtschiffe von mehr als 35000 t Wasserverdrängung bequem untergebracht werden. Sogar ein 57000-t-Schlachtschiff findet noch Platz! Die Flottenbasis „steht“ auf 4000 Pfählen, die bis zu einer

Tiefe von 30 m in den Sumpf eingerammt werden mußten. Etwa 5 Millionen cbm Erde mußten in Bewegung gebracht werden, um eine ebene Fläche zu erzielen. Ganze Hügel wurden abgetragen, um den Sumpf zu füllen. Werften, Piere, Öl- und Munitionslager, Magazine, Krane, Depots — nichts fehlt. Und dahinter liegt das Reich der Royal Air Force. Neben dem riesigen Militärflughafen mit allen modernen Einrichtungen befinden sich auf der Insel zahlreiche Flugplätze. An der Nordspitze der Insel, am Vorgebirge Changi, ist eine moderne Garnisonstadt angelegt worden, die sich in ein Kasernenviertel mit Artillerie-, Pionier- und Infanteriekasernen und ein Wohnviertel für etwa 6000 Zivilisten aufteilt. 7000 bis 10000 Reguläre sind hier stationiert. Changi ist das Hauptquartier des Küstenverteidigungssystems. Die Befestigungswerke rings um die Höhen der Hafenstadt Singapore und auf dem Inselgewirr, das den Eingang zum Hafen und zu der Straße von Johore beherrscht, sind mit schwersten Geschützen, Flakbatterien usw. ausgestattet. Die Abwehrstellungen bleiben dem Auge meist völlig entzogen. Die neue Flottenbasis an der Scheide zwischen dem Indischen und Pazifischen Ozean, die heute von 80 Prozent aller nach dem Pazifik gehenden Schiffe passiert wird, ist jedenfalls die größte und stärkste Seefestung, die jemals in der Geschichte der Menschheit angelegt worden ist. Großbritannien hat kaum mehr Anlaß dazu, den westlichen Pazifik als ein „Depressionsgebiet“ der Empire-Strategie zu betrachten. Nicht als ob Großbritannien mit Singapore eine Stellung gewonnen hätte, von der es mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff auf das japanische Inselreich vortragen könnte. Bei den ungeheuren Distanzen, die zwischen Singapore und Yokohama zu bewältigen sind, kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß Singapore nur als point d'appui der Verteidigung seine Stärke zu erweisen vermag. Fast 5000 km sind es von Singapore bis zum Japanischen Meer. Eine von Singapore auslaufende Flotte hätte die Hälfte ihres Brennstoffs verbraucht, bevor sie zum Angriff ansetzen könnte. Ihre Gefechtskraft wäre beträchtlich vermindert. Die strategische Bedeutung Singapores ist rein defensiv. Zusammen mit Hongkong, dessen Befestigungen ebenfalls beträchtlich verstärkt worden sind, und mit Port Darwin an der Nordküste Australiens bildet es ein stählernes Dreieck, das dazu bestimmt ist, die Stöße aufzufangen, die aus dem weiten Raum des Pazifischen Ozeans gegen das Britische Empire gerichtet werden könnten. Singapore ist gewiß nicht eine „auf Japan gerichtete Pistole Englands“, sondern der gepanzerte Schild für die britischen Interessen im Fernen Osten. Neben dem „Grundbesitz“ in Hongkong handelt es sich hier vor allem um die enormen britischen Kapitalinvestitionen in China (1189 Millionen Dollar — gegen 1137 Millionen Dollar japanischer und nur 197 Millionen Dollar amerikanischer Investitionen). Aber auch Malaya (Kautschuk und Zinn), Borneo (Öl) und vor allem Australien, das Vakuum inmitten des ostasiatischen Bevölkerungsüberdruckes, müssen von der britischen Fernostflotte verteidigt werden. Schließlich ist nicht nur Holland, sondern auch Großbritannien an der Aufrechterhaltung des status quo in dem reichen und ausgedehnten Niederländisch-Indien lebhaft interessiert.

„Zwei-Hemisphären-Standard“

So notwendig ausreichende Dockanlagen für die Seekriegsführung sind — wichtiger ist es, die Kriegsschiffe zu besitzen, die diese Dockanlagen benutzen sollen! Und hier zeigt sich die britische Achillesferse. Bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts hinein unterhielt England in den chinesischen Gewässern eine beachtliche Streitmacht, die von 6 Schlachtschiffen geführt wurde. England zog sich dann aber aus dem Fernen Osten zurück und überließ die chinesischen Gewässer seinem Bundesgenossen (!) Japan. Zur Zeit besteht das englische Chinageschwader aus 4 schweren und 2 leichten Kreuzern, 1 Flugzeugträger, 8 Zerstörern, 15 U-Booten, 23 Kanonenbooten usw. — kein einziges Schlachtschiff! Auch wenn man das australische und neuseeländische Geschwader mit 2 schweren und 3 leichten Kreuzern modernsten Typs hinzurechnet, bleibt die britische Fernostflotte der japanischen Flotte mit ihren 9 Schlachtschiffen, 12 schweren und 22 leichten Kreuzern, 6 schnellen und gepanzerten Flugzeugträgern, 100 Zerstörern usw. hoffnungslos unterlegen. Und das ist das strategische Ziel der britischen Aufrüstung zur See, die in ihrem Ausmaß kein Beispiel in der Weltgeschichte findet: auf der anderen Erdhälfte eine Flotte zu stationieren, die in ihrer Größe der japanischen Flotte gewachsen ist. „Zwei-Hemisphären-Standard!“ Der frühere Erste Lord der Admiralität, Sir Samuel Hoare, hat diese Parole im vorigen Jahr bei der Vorlage des Flottenbudgets ausgegeben.

Die Flottenstärke ist nicht bloß eine Frage der Tonnage und der Bewaffnung. Die Kampfstärke der Flotte hängt nicht nur von der Zahl und der Größe der Schiffe ab. Eine Seeschlacht um Hongkong kann in Taranto entschieden werden. Die britische Flotte glaubte sich bisher nicht in der Lage, Teile ihrer Home-Fleet und ihrer Mittelmeerflotte an den Fernen Osten abzugeben. Neue Kriegsschiffe mit einer Gesamttonnage von über 500 000 t sind auf Stapel gelegt worden. 1937 befanden sich im Bau: 5 Schlachtschiffe mit je 35 000 t Wasserverdrängung und zwölf 35,6-cm-Geschützen, 21 Kreuzer, 5 Flugzeugträger für je 70 Flugzeuge, 49 Zerstörer, 19 U-Boote und 49 Kriegsschiffe zweiter Ordnung. Und das ist erst der Anfang. Für das kommende Haushaltsjahr rechnet man mit 3 bis 5 neuen Schlachtschiffen, 7 Kreuzern, 16 Zerstörern, mehreren U-Booten usw. (Darüber hinaus wird der Personalbestand der Flotte weiter erhöht und auf 125 000 Köpfe gebracht werden.)

Mit anderen Worten: im Jahre 1942/43 wird die britische Flotte u. a. über 23 bis 25 Schlachtschiffe, 70 Kreuzer und 10 Flugzeugträger mit über 500 Flugzeugen verfügen, das heißt sie wird erstmalig in der Lage sein, neben der Heimat- und Mittelmeerflotte eine Fernostflotte von Schlachtschiffen zu bilden.

Das ist immer noch nicht alles! Neben dem Neubauprogramm ist auch ein umfangreiches Umbauprogramm in Angriff genommen worden. Fünf ältere Schlachtschiffe und drei Schlachtkreuzer werden vollständig erneuert (höherer Bombenschutz und bessere Luftabwehr). Es handelt sich hier praktisch fast um neue Schiffe. Zum Beispiel gilt heute die 1934 als „überaltert“ registrierte „H. M. S. Warspite“ als das modernste Schlachtschiff der Welt. Sie ist vor

kurzem als Flaggschiff der britischen Mittelmeerflotte in Dienst gestellt worden. Die Umbaukosten beliefen sich auf 2269000 Pfund und erreichten damit fast die Neubaukosten des Jahres 1915 mit 2524148 Pfund. „H. M. S. Warspite“ verfügt u. a. über acht 10-cm-Flakgeschütze und trägt 4 Flugzeuge.

Großbritannien hat zunächst die Absicht, die 5 umgebauten bzw. im Umbau befindlichen Schlachtschiffe der Queen-Elizabeth-Klasse, je ein Geschwader schwerer und leichter Kreuzer, mehrere Flugzeugträger sowie eine entsprechende Anzahl von Zerstörern und U-Booten in Singapore zu stationieren. (Das Hauptquartier der britischen Pazifikflotte soll von Hongkong nach Singapore verlegt werden.) Damit würde die britische Fernostflotte etwa die Stärke der Mittelmeerflotte erreichen. Sie bliebe gegenüber der japanischen Flotte immer noch weit unterlegen, dürfte aber stark genug sein, um eine Defensiv-Strategie erfolgreich durchzuführen.

Schlachtschiffe über 35000 t?

Japan kann es sich vorerst durchaus noch leisten, in dem pazifischen Rüstungswettlauf kein allzu stürmisches Tempo einzuschlagen. Sein Rang als Weltmacht zur See gerät dadurch, daß seine Schlachtschiffbauten weniger zahlreich sind als die der Engländer, keineswegs in Gefahr. Der natürliche Festungsgürtel, über den das Inselreich in seiner vielzerklüfteten Küste verfügt, ersetzt manches Schlachtschiff. Die japanische Flotte besteht gegenwärtig u. a. aus 9 Schlachtschiffen, 6 Flugzeugträgern, 41 Kreuzern, 100 Zerstörern und 64 U-Booten. Über die japanischen Neubauten liegen lediglich mehr oder weniger eindeutig dementierte Gerüchte vor, die aber die angelsächsischen Mächte offenbar außerordentlich beunruhigen. Die Zahl der Neubauten dürfte sich durchaus in dem alten, aber seit dem Ablauf des Washingtoner Flottenvertrages nicht mehr verbindlichen Verhältnis 3 : 5 gegenüber England und den Vereinigten Staaten halten, wenn nicht gar darunter bleiben. Angesichts der enormen finanziellen Lasten, die Japan durch den Krieg mit China aufgebürdet sind, wäre es wahrscheinlich nicht verwunderlich, wenn Japan darauf verzichten würde, gegen 5 neue Schlachtschiffe Englands bzw. der Vereinigten Staaten 3 eigene zu setzen. Das Gerücht aber, daß die im Bau befindlichen oder geplanten Schlachtschiffe Japans die in dem Londoner Flottenvertrag von 1936 festgelegte 35000-t.-Grenze überschreiten, daß Japan 40000-t. oder 43000-t.-Schiffe baue, hat in London und Washington großes Aufsehen erregt.

Nachdem es sich gezeigt hatte, daß eine Verlängerung bzw. Ersetzung des im Jahre 1922 abgeschlossenen und Ende 1936 abgelaufenen Washingtoner Flottenvertrages über die quantitativen Verhältnissstärken nicht zu erreichen war, da Japan sich jeder Neuregelung versagte, beschränkten sich England, USA. und Frankreich in dem Londoner Flottenvertrag von 1936 auf die Vereinbarung von qualitativen Begrenzungen der Seerüstung, in der sich die Vertragspartner vor allem verpflichteten, bei dem Bau von neuen Schlachtschiffen eine Höchstgrenze von 35000 t mit 35,6-cm-Geschützen einzuhalten. Die Begrenzung des Geschützkalibers sollte aber nur im Falle der Zustimmung aller anderen Seemächte gel-

ten. Japan lehnte auch die Festlegung auf 35,6 cm ab, so daß nunmehr 40,6 cm als Höchstkaliber gilt. Die amerikanische Zustimmung zu diesen Vereinbarungen war an den Vorbehalt der sogenannten Kletterklausel geknüpft, nach der sich die USA. volle Handlungsfreiheit für den Fall vorbehalten, daß andere Mächte über die 35 000-t-Grenze hinausgehen. Die USA. haben denn auch Anfang Februar in Tokio eine Note überreicht und erklärt, daß sie die Kletterklausel zur Anwendung bringen werden, falls Japan nicht die Versicherung abgebe, daß die bis zum 1. Januar 1943 auf Kiel gelegten Schiffe den Begrenzungen des Londoner Flottenabkommens unterworfen werden. Die japanische Regierung hat in ihrer Antwort (12. Februar) erklärt, daß sie sich nicht in der Lage sehe, dem Wunsche nach Bekanntgabe ihres Flottenbauprogramms zu entsprechen, fügt aber hinzu, daß sie es nicht als eine logische Begründung betrachten könne, wenn die anderen Mächte lediglich aus der Tatsache der Ablehnung einer solchen Erklärung über den Flottenbau auf den Bau von Schiffen schließen wollten, die über die im Londoner Vertrag festgelegte Grenze hinausgingen. Dieser negative Bescheid Japans dürfte zur Folge haben, daß sich Amerika und England von allen Bindungen hinsichtlich der Größe ihrer neuen Schlachtschiffe lösen.

Das große Interesse der USA. an der Einhaltung der 35 000-t-Grenze erklärt sich offenbar u. a. auch daraus, daß Schlachtschiffe von mehr als 40 000 t Wasserverdrängung kaum mehr in der Lage sein dürften, den Panamakanal zu durchfahren, der die atlantische Front Nordamerikas mit der pazifischen Front verbindet. Die Schleusenkammern des Panamakanals sind 33 m breit, 304 m lang und mindestens 12½ m tief. Um den Kanal für Schlachtschiffe von 40 000 bis 45 000 t ohne Schwierigkeiten passierbar zu machen, müßte man entweder die Schiffe besonders konstruieren oder den Kanal verbreitern und vertiefen. In den letzten beiden Jahren enthielten die Budgets der amerikanischen Marine bereits einen Posten für „Untersuchungen und Pläne“ über die Erweiterung der Kapazität des Panamakanals — ein Beweis dafür, daß man sich sehr ernsthaft mit dem Problem beschäftigt. Schon um eine Beschleunigung der Durchfahrt für die gegenwärtige amerikanische Flotte zu erzielen, soll der Kanal um 7 m verbreitert werden. (Andererseits ist heute auch wieder die Frage des Baus des Nicaraguakanals in den Vordergrund gerückt. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß dieser Kanal in absehbarer Zeit gebaut wird, so stellt doch schon das Optionsrecht und der Bauplan für die USA. ein politisches Aktivum dar, das sich bei Bedarf in die Waagschale werfen läßt.)

USA. folgt Großbritannien!

Auch wenn es bei der 35 000-t-Grenze bleibt: der pazifische Raum steht im Zeichen eines Rüstungswettlaufes von wahrhaft dramatischer Spannung. Und in diesem Wettlauf bereiten sich weltpolitische Entscheidungen allergrößten Ausmaßes vor. Weltmacht ist Seemacht geblieben. Seemacht ohne Luftmacht kann wahrscheinlich nicht wieder Geschichte machen. Aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist der Zeitpunkt, in dem Luftmacht Weltmacht bedeuten wird, noch

nicht sichtbar. Die Tatsache, daß Italien durch den Einsatz seiner „Senfgas versprühenden und Sprengstoffe abwerfenden Bomber“ Abessinien erobert hat (F. E. D. Charlton in „The United Services Review“, Nr. 4032), ist noch kein bündiges Zeugnis dafür, daß sich auf der Luftmacht Weltmacht begründen läßt. Selbst die Tatsache, daß Großbritannien sich während des Abessinien-Konfliktes mit Italien veranlaßt sah, die Mittelmeerflotte zeitweise aus Malta zurückzuziehen, ist noch längst kein Beweis dafür, daß die Überlegenheit zur See durch eine starke Luftwaffe kompensiert werden kann. Hier ist noch alles offen, wenn es auch gewiß ist, daß das Flugzeug, das U-Boot und der schnelle leichte Kreuzer den großen Flotten die Kontrolle von verhältnismäßig engen Seeräumen außerordentlich erschwert. Die modernen Seekriegswaffen begünstigen offenbar die kleineren Seemächte. Aber das vor einigen Jahren schon totgesagte Schlachtschiff ist wieder zu neuem Leben erwacht. Es hat sich von dem ersten Schrecken, den ihm die Bomber eingejagt hatten, schnell erholt. Selbst Italien hat sich wieder der Ansicht angeschlossen, daß mit dem Ausbau der Luftwaffe keineswegs die Schlachtschiffe als Kern der Flotte überflüssig geworden sind. In den angelfächsischen Ländern scheint sich sogar die Auffassung durchzusetzen, daß der Einsatz der Luftwaffe letzten Endes der stärkeren Seemacht zugute kommen wird.

Mit aller Eindeutigkeit halten die Vereinigten Staaten daran fest, daß das Schlachtschiffgeschwader das Rückgrat der Seemacht ist. Naturgemäß müssen die USA. in ihrer Flottenrüstung das Hauptgewicht auf schwer bestückte Linien-schiffe legen, die gegen Unterwasserangriffe gut geschützt sind und eine große Reichweite besitzen — angesichts der ungeheueren Entfernungen, die im Pazifik im Falle eines Krieges mit Japan zurückzulegen sind, eine unbedingte Voraussetzung für die Aktionsfähigkeit der USA.-Flotte. Ähnliche Gründe lassen es den Amerikanern wünschenswert erscheinen, möglichst viele Flugzeugträger zu besitzen. Die heute vorhandene Flugzeugträgerflotte vermag 400 Flugzeuge zu befördern. Hinsichtlich des Ausbaues der Marine-Luftwaffe stehen die Vereinigten Staaten an der Spitze aller Seemächte. Die Amerikaner sind den Engländern gefolgt und haben vor kurzem beschlossen, das bereits genehmigte Neubauprogramm um 20 Prozent zu erhöhen, d. h. 3 neue Schlachtschiffe, 2 Flugzeugträger, 8 Kreuzer, 21 Zerstörer, 9 U-Boote, 1000 Flugzeuge (zu den 1500 Kriegsflyern der Marine-Luftwaffe) usw. zu bauen. Mit anderen Worten: um 1942/43 dürfte die amerikanische Flotte über 22 Schlachtschiffe, 18 schwere und 22 leichte Kreuzer, 10 Flugzeugträger, 2500 Flugzeuge, 109 U-Boote usw. verfügen. „Second to none!“ Aber diesmal ist dieser amerikanische Grundsatz den Engländern keineswegs ein Dorn im Auge! Vielmehr sehen sie in der amerikanischen Seeaufrüstung eine zusätzliche Sicherheit für ihre eigenen Interessen. Der Erste Lord der Admiralität, Duff Cooper, erklärte vor kurzem: „Der Tag, an dem wir in der Flottenfrage mit den USA. in Wettbewerb treten konnten, ist, wenn er überhaupt jemals bestanden hat, längst vorbei. Ich zögere keinen Augenblick zu erklären: je stärker die

Flotte der USA. ist, desto besser ist es um den Frieden der Welt bestellt."

Es ist gewiß kein Zufall, sondern eine eindeutige Demonstration, wenn an den Eröffnungsfeierlichkeiten der Seefestung Singapur auch amerikanische Kriegsschiffe teilgenommen haben. Man denke ferner an die systematischen Bemühungen um eine große englisch-amerikanische Wirtschafts- und Währungsverständigung. Hier ist ein Akkord im Werden, bei dem wirtschaftliche und militärische Interessen Hand in Hand gehen. Weltpolitische Strategie allergrößten Stils, die eine neue Epoche einleiten könnte.

In der Tat könnte Japan durch eine solche angelsächsische Front vor die Tatsache gestellt werden, daß es seiner beherrschenden Stellung im westlichen Pazifik beraubt wird. Die USA. würden, ohne ihre atlantische Front gefährlich zu entblößen, in einem pazifischen Konflikt über eine Flotte verfügen, die in ihrer Kampfkraft der japanischen Flotte etwa gleich käme. Und gegen eine amerikanische Pazifikflotte, die sich mit der britischen Ostasienflotte in der zunächst geplanten Stärke vereint, dürfte die japanische Flotte nicht mehr aufkommen können.

Das amerikanische „stepping-stone“-System

Zumal die Amerikaner durch das „stepping-stone“-System, das sie in den letzten Jahren im Pazifischen Ozean ausgebaut haben, in die Lage gekommen sind, ihren Druck auf das japanische Inselreich beträchtlich zu verstärken.

Was Singapur für die Engländer ist, ist Hawaii für die Amerikaner: ein gigantisches Festungsbollwerk, das alle Stöße auffangen soll, die auf die amerikanischen Westküste zielen. Der zentrale Flotten- und Luftstützpunkt befindet sich in Pearl Harbor auf Oahu, dem nach Hawaii größten Eiland der inmitten der riesigen Wasserrüste gelegenen Inselgruppe. In dem stark befestigten Hafen kann die ganze amerikanische Flotte vor Anker gehen. Das Trockendock nimmt das größte Schlachtschiff auf. Überall ist die Insel mit Küstenbatterien und Flugabwehr-Geschützen bestückt. Im Inneren der Insel, in einem von zwei hohen Felswänden eingeschlossenen Tal, befindet sich neben der großen Flugzeugbasis eine Garnisonstadt, die 15 000 – 20 000 Soldaten beherbergt. Die Befestigungsanlagen der Insel haben bisher 480 Millionen Dollar verschlungen. Die Befestigungsanlagen auf den Hügeln und Bergen Oahus, an den Abhängen erloschener Vulkane, werden jetzt noch beträchtlich verstärkt.

Hoch im Norden, auf der Insel Unalaska in dem Aläuten-Bogen, befindet sich der Flotten- und Luftstützpunkt Dutch Harbor, der zu einer Basis von in der Arktis erprobten Großbomben ausgebaut wird, die den Nordweg über den Pazifik sicherstellen sollen. Dieser Nordweg ist zwar auf weiten Strecken größtenteils in Nebel gehüllt, aber wesentlich kürzer als der mittlere Weg. Dutch Harbor ist nur rund 2900 km von der nördlichsten Insel Japans entfernt, während zwischen Hawaii und Yokohama noch rund 6250 km zu bewältigen sind. Ein neuer amerikanischer Flugstützpunkt wird jetzt in Sitka auf einer Insel

des südlichen, Kanada vorgelagerten Küstenzipfels von Alaska errichtet. Sitka ist von San Franzisko und Dutch Harbor etwa gleichweit entfernt.

Die Verteidigungslinie Aleuten — Hawai wird aber auch in den Südpazifik hinein verlängert. Zu diesem Zweck ist die amerikanische Marineleitung daran gegangen, u. a. auf den kleinen Koralleneilanden Johnston und Howland „Stationen“ einzurichten. Vor einigen Monaten ist auch der regelmäßige Flugverkehr zwischen Hawai und Ausland in Neuseeland aufgenommen worden. Diese südpazifische Flugstrecke wird über Kingman Reef und die Marinestation Pagopago geleitet. Pagopago liegt auf den amerikanischen Tutuila-Inseln, die der ehemals deutschen Samoa-Gruppe unmittelbar benachbart sind. Bei dem Ausbau dieses Luftweges haben ebenso wie bei dem Ausbau der großen transpazifischen Linie San Franzisko — Hawai — Midway — Wake — Guam — Manila — Hongkong offenbar nicht nur verkehrspolitische Erwägungen eine Rolle gespielt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Guam, die letzte Station vor Manila auf dem transpazifischen Luftweg, im Kriegsfall einen verlorenen Posten darstellt. Liegt es doch inmitten des (früher deutschen) Inselswarms, über den Japan heute das „Mandat“ ausübt. Soll durch den Luftweg nach Neuseeland für die amerikanischen Bomber eine Etappenlinie geschaffen werden, die das japanische Mandatsgebiet umgeht?

Schließlich ist es noch keineswegs gewiß, daß die Amerikaner die Philippinen endgültig aufgegeben haben. Wenn Japan seinen Blick nach Süden richtet, rücken die Philippinen unmittelbar ins Blickfeld. Die Vereinigten Staaten gewährten den Philippinen im Jahre 1934 die Unabhängigkeit, die aber erst im Jahre 1944 völlig verwirklicht werden soll. Bis dahin bleibt die Außenpolitik der Philippinen der Kontrolle durch die USA. unterstellt, die auch das Recht behalten, Truppen und Flottenstützpunkte auf den Philippinen zu unterhalten. Wirtschaftliche Schwierigkeiten haben die Philippinen-Regierung vor die Frage gestellt, ob die politische Unabhängigkeit mit dem Ausfall des zollfreien amerikanischen Marktes nicht zu teuer erkauft ist. Andererseits sind auch in den USA. Bestrebungen im Gange, die darauf hinzielen, die amerikanische Machtstellung auf den Philippinen über das Jahr 1944 hinaus sicherzustellen.

Die erste Verteidigungslinie der USA. zur See bildet aber heute die Linie Aleuten — Hawai — Samoa. Der gründlichen Erprobung dieser fast 7000 km langen Verteidigungslinie dienen die diesjährigen amerikanischen Flottenmanöver, die im Februar mit einleitenden Übungen an der kalifornischen Küste begannen und von hier aus zu den Stützpunkten inmitten des Pazifik ausgedehnt wurden. Insgesamt nehmen 170 Kriegsschiffe und 500 Flugzeuge mit 50000 bis 60000 Mann an diesen Manövern teil, die als „die größten Manöver in der Geschichte Amerikas“ angekündigt wurden.

Die amerikanischen Pazifikmanöver folgten unmittelbar auf die britischen Manöver bei Singapur. Mögen auch die Nachrichten über ein englisch-amerikanisches Flottenbündnis den Tatsachen weit vorausseilen, soviel ist sicher: es sind starke Kräfte am Werk, um eine solche angelsächsische Seefront zu schaffen. Jeden-

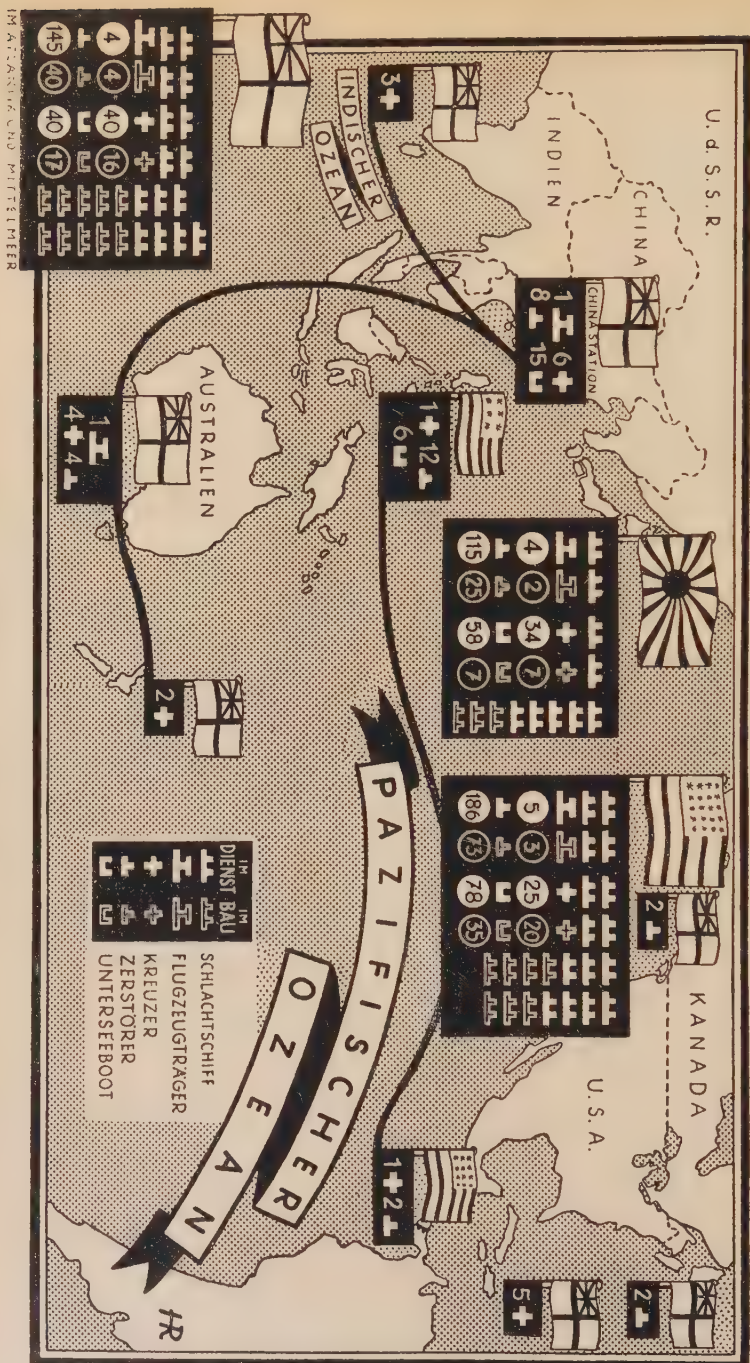
falls wird auf beiden Seiten fieberhaft gerüstet und auf beiden Seiten das see-strategische Stützpunktsystem einer gründlichen Überholung unterzogen.

Imperium britannicum

Die Engländer haben über dem Ausbau ihrer Stellungen am Pazifik keineswegs das Mittelmeer vergessen. Sie wollen nicht noch einmal eine „abessinische Pille“ schlucken. Gibraltar, Malta, Suezkanal, Cypern — alle britischen Stationen im Mittelmeer werden „up to date“ gebracht. Selbst die Befestigungswerke in Malta werden in beschleunigtem Tempo verbessert. Der Ausbau Cyperns zu einer Aero-Flotten-Basis ersten Ranges scheint endgültig beschlossen zu sein. In der Suezkanalzone entsteht eine große Militärstadt, in deren Nähe ein riesiger Flughafen errichtet wird (Geneffa). Aber man rüstet sich auch für den Fall, daß das Mittelmeer einmal geräumt und der Schiffsverkehr auf die Route um das Kap der Guten Hoffnung umgeleitet werden müßte. Der Ausbau der Hafen- und Dockanlagen in Kapstadt und Durban ist in vollem Gange. Die Südafrikanische Union erweitert den südlich von Kapstadt gelegenen Kriegshafen Simonstown, der der britischen Flotte zur Verfügung steht. U. a. ist man ferner dabei, den Hafen Freetown in Sierra Leone mit Küstenbefestigungen, Docks usw. auszustatten. In diesen Zusammenhang gehören auch die britischen Bemühungen, dem Defensivbündnis mit Portugal, das schon auf das Jahr 1372 zurückführt, einen „zeitgemäßen“ Inhalt zu geben. (Durch Flottenbesuche und Entsendung einer Militärmission.) Dieses Bündnis gründet in den gemeinsamen strategischen Interessen. Das portugiesische Kolonialreich ist in das Britische Empire eingebettet. An der leicht verletzlichen Küste Portugals fahren die britischen Schiffe entlang. Andererseits führen die lebenswichtigen Seewege Englands nach Indien und Südafrika, der Suezweg und der Kapweg, der Weg nach Südamerika und der Weg nach Westindien an der Küste Portugals bzw. an den portugiesischen Inselgruppen vorbei. England bemüht sich, die Benutzung der portugiesischen Häfen in dem strategischen Dreieck Lissabon — Azoren — Kap Verde für die britische Flotte sicherzustellen.

Die britische Rasse hat das Herrschen nicht verlernt. Sie denkt nicht daran, sich auf ihr sweet home zurückzuziehen. Der Empire-Wille erlebt heute in dem Inselreich eine große Renaissance.

Die Karte des Monats



Die Ozeanflotten der pazifischen Mächte

Auf der Karte sind die Ozeanflotten Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und Japans eingetragen. Die Zahlen für die im Bau befindlichen Schiffe umfassen auch diejenigen Schiffe, deren Bau brennend aufgenommen werden soll bzw. die geplanten Neubauten. Zur Zeit befinden sich im England 5 neue Ozeanflotten im Bau, in USA 3 und in Japan wahrscheinlich ebenfalls 3.

Zwischenstaatliche Besitzregelungen

Der Weltkrieg war für alle von ihm betroffenen Völker eine Entwertung und erbgesundheitliche Schwächung, die den Einsichtigen erschauern machen — die aber aufmerksam verfolgt werden von allen Völkern außereuropäischer Rasse, welche das Aussterben der Führerschichten Europas herbeiwünschen.

Hans F. K. Günther: *Rassenkunde Europas*,
(3. Aufl., München 1929), S. 311.

In einem Gespräche über die heutigen außenpolitischen Verhältnisse europäischer Staaten zueinander, dem ich zuzuhören Gelegenheit hatte, war man gerade zur Feststellung gelangt, daß es sinnlos sei, innerhalb unseres Erdteils um Landgewinn einen Krieg zu führen, obgleich die Pariser Vorortverträge Zustände geschaffen hätten, die an gewissen Grenzen einen Land- und Menschaustausch geradezu verlangten. Diese Sinnlosigkeit scheint einem unbestreitbar schon angesichts unseres Vorpruchs, dieses Urteils eines der Hauptbegründer der in Deutschland maßgebenden Anschauungen über die Rasse — eines Urteils, dessen Ernst von der Einsicht gesteigert wird, daß der künftige Krieg den Weltkrieg von 1914 an Verheerung und Schädigung noch vielfach übertreffen wird und m. u. s. Auch ist jener Anspruch nicht die einzige Warnung Günthers, ist Günther auch nicht der einzige Warner. So macht er z. B. auf S. 309 des angeführten Werkes sich die Meinung Grotjahns über den Weltkrieg zu eigen: „... ein Aderlaß, den sich Europa gewiß nicht alle paar Jahrzehnte leisten kann, wenn es sich nicht selbst erlebigen will.“

Entsprechend diesen Einsichten schloß sich an unsere Feststellung ganz naturgemäß die Frage, ob die Geschichte Beispiele dafür zeige, daß jemals zweckmäßige Gebietsabtretungen anders denn durch Waffengewalt herbeigeführt worden wären; kann doch etwaiges Vorkommen solcher Fälle deren Möglichkeit und damit ihre Wiederholbarkeit erweisen. Mit anderen Worten: man fragte nach Beispielen dafür, daß strittige zwischenstaatliche Angelegenheiten durch friedliche Grenzregelungen oder friedliche Gebietsabtretungen beigelegt worden wären.

Diese Frage deuchte uns alle des Nachdenkens und Nachforschens wert, und so soll im folgenden versucht werden, ihr ein wenig nachzugehen. Zwecks genauer Bestimmung unseres Gegenstandes sei hier vorangestellt, daß wir ihm nicht zu rechnen können die sogenannten „*Mediatierungen*“: die Fälle, in denen ein schwächeres Gemeinwesen sich, um schlimmerem Lose zu entgehen, freiwillig einem anderen unter- oder einordnet, um fortan unter dessen Schutz ein politisch beschränktes Dasein zu führen oder völlig in ihm aufzugehen. Hierher gehören die häufigen mittelalterlichen Fälle nach Lehnrecht, da ein Landesherr einen anderen als Oberherrn anerkannte oder ihm sein Land übergab, um es von ihm als „*Lehen*“ zurückzuempfangen. Hierher gehören auch Fälle aus der Neuzeit, z. B. der des Königs von *Georgien* (im Kaukasus), welcher, um sein christ-

liches Land nicht den islamischen Persern preiszugeben, es 1801 Rußland übergab, das es zu einer Provinz machte, und sich für sein uraltes, seit 575 herrschendes Königsgeschlecht damit begnügte, im russischen Adel als „Fürsten“ aufzugehen. Dergleichen Fälle gibt es genug; für uns aber kommen nicht solche in Betracht, da ein schwaches Gebilde sich notgedrungen einem stärkeren unterstellt, sondern solche, da zwei ebenbürtige Vertragsteile, die ein jeder auch ferner unabhängig und einander ebenbürtig bleiben, sich, statt einander zu bekriegen, freiwillig über ihre Grenzen oder auch andersartige Besitzungen einigen.

Wir glauben, diese Fälle aufzählen zu können. Mit der Antike sind wir nicht sehr vertraut. Wir können uns aus ihrem Zeitalter nur auf einen einzigen Fall besinnen: 133 vor Christo vermachte König Attalos III. von Pergamon sein Reich den Römern. Er war der Letzte seines Stammes, er hatte für seine Untertanen nie viel Herz gehabt. Ob der Fall völlig zu den hier gemeinten gehöre oder zu den Mediatisierungen, ist nicht aufzuklären. Die Möglichkeit, daß er sein Volk nicht aus Rücksicht, sondern aus Haß der Römerherrschaft unterworfen habe, wird bei Mommsen (Römische Geschichte, Berlin 1857, Bd. II, S. 51) angedeutet.

Hingegen können wir seit dem Mittelalter einige völlig zweifellose Verträge der gesuchten Art feststellen.

1. Im Jahre 1027 treffen in Rom, der eine auf seinem Krönungszuge, der andere als Pilger, der deutsche König Konrad II. und Knut der Mächtige oder der Große von Dänemark und England zusammen. Anscheinend nur aus Freundschaft, die sie miteinander schließen, ohne vom anderen eine Gegenleistung zu verlangen, gleichsam nur aus Geberlaune tritt Konrad dem Dänenherrscher die Mark Schleswig ab; das Verlöbniß ihrer beiden Kinder, das 1136 zur Ehe führte, wurde wohl damals verabredet. Konrad II. war ebensowenig wie Knut ein unpolitischer oder weicherziger Mann, beide zudem höchst machthungrige Fürsten. Unbeschadet unseres Glaubens an ihre persönliche Freundschaft, meinen wir, daß beide mit ihrem Vertrage auch politische Absichten verfolgten. Sie planten wohl beide ein dauerndes Zusammengehen ihrer blutsverwandten Völker, eine Art nordischen Zusammenschlusses, wie wir ihn im nächsten Falle gleichfalls geplant finden werden.

Jahrhundertlang können wir nach jener zugunsten Dänemarks erfolgten Abtretung deutschen Grenzgebietes keine ähnlichen Regelungen mehr finden. Wo Landabtretungen während der nächsten Zeit stattfinden, geschehen sie stets durch Zwang und Waffengewalt. Erst aus dem siebzehnten Jahrhundert will sich uns abermals ein Beispiel bieten.

2. Unausgeführt, jedoch trotzdem zu erwähnen, bleibt der Plan des schwedischen Ministers, des Freiherrn Johann Gyllenstjerna (gest. 1680), die schwedisch-dänische Erbfeindschaft zu begraben und einen Bundesstaat Großskandinavien auf Grund gegenseitigen Gebietsaustausches zu bilden. Im Bunde sollte Schweden mit dem ihm damals gehörenden Finnland und Livland (den heutigen Randstaaten Estland und Lettland) einen festen Block bilden, der zu verstärken gewesen wäre durch das ihm von Dänemark abzutretende Norwegen.

Als Gegenleistung für diese Abtretung sollte Schweden die ihm abgelegenen, doch Dänemark nahen und von Dänemark begehrten Besitzungen in Deutschland dem Dänenreiche übergeben: Pommern, Wismar, Bremen und Verden; ferner sollte Dänemark zur Erwerbung Holsteins, Hamburgs und anderer deutscher Gebiete — Oldenburg gehörte ihm schon — jeder schwedischen Hilfe an Gut und Blut sicher sein; so sollte es im künftigen Bundesstaate einen zweiten starken Block bilden. Heer und Münze sollten, samt einigen anderen Einrichtungen, beiden verbundenen Staaten gemeinsam sein, vorläufig jeder noch seinen König haben, im Falle des Aussterbens aber eines der beiden Herrscherhäuser, das andere auch dessen Krone mit der eigenen vereinigen. Zur Befestigung dieses Vertrages, der in Dänemark eifrig gewünscht wurde, wurde der junge Schwedenkönig Carl XI. mit einer dänischen Prinzessin verheiratet. Wir erwähnen hier diesen Plan, weil notwendige Schritte zu seiner Verwirklichung bereits unternommen waren und er den damaligen Verhältnissen nach durchaus keine Utopie war. Er scheiterte nur daran, daß Gyllenstjerna starb und der König, voll Dänenhaß unter dem Einfluß seiner holsteinischen Mutter, sich Dänemarks Ausdehnungsabsichten gegen die Elbe zu widersetzen anhub, seine Frau schlecht behandelte, die während zweier Jahrzehnte wiederholten dänischen Freundschaftsangebote zurückwies und das Nachbarreich damit in die Arme Rußlands trieb, das alsdann zur Zeit von des törichten Königs besserem Nachfolger, Karl XII., die schwedische Großmacht vernichtete. Für Deutschland war es ein Glück, daß Gyllenstjernas Plan nicht verwirklicht wurde. Doch wäre er, wie wir schon sagten, zu verwirklichen gewesen und ist als Beispiel einer großzügigen Vereinigung strittiger Fragen zwischen Nachbarstaaten mustergültig.

Hingegen bringt das neunzehnte Jahrhundert einige Fälle gütlicher Gebietsabtretungen, entweder ohne Gegenleistung oder im Wege des Kaufes oder des Tausches.

3. Im Jahre 1857 verzichtet der König von Preußen zur Vermeidung politischer Verwickelungen auf sein Fürstentum Neuenburg (Neuchâtel), das ihm 1713 durch Erbschaft zugefallen war und dessen Bevölkerungsmehrheit zur Schweiz drängte, unter der einzigen Bedingung, daß die keineswegs so geringe dortige Minderheit der ihm Treugesinnten im nunmehrigen neuen eidgenössischen Kanton nicht verfolgt oder benachteiligt werde.

4. Für französische Waffenhilfe, die 1859 dem Königreiche Sardinien die Einigung Italiens ermöglicht, tritt das aus Sardinien erwachsene neue Königreich Italien an Frankreich das französisch-sprachige Savoyen ab, obwohl dieses Land ein uralter Bestandteil des Königreiches Sardinien ist und das Stammland seiner Könige; es gibt sogar das italienisch sprechende, doch strategisch für Frankreich wertvolle und für Italien wertlose Nizza dazu, behält jedoch noch einige französisch sprechende Hochtäler.

5. Im Jahre 1867 verkauft Rußland seinen nordamerikanischen Besitz Alaska an die Vereinigten Staaten.

6. Im Jahre 1890 tauscht Deutschland gegen seine ostafrikanische Kolonie Sansibar von England Helgoland ein.

7. 1905 lösen Schweden und Norwegen auf friedlichem Wege die Personalunion.

8. 1911 verzichtet das Deutsche Reich zugunsten Frankreichs auf Land-erwerb in Marokko, wofür ihm Frankreich von seiner Kongokolonie einig an die deutsche Kolonie Kamerun stoßende Gebiete überläßt.

9. Um die Zeit des Weltkrieges verkauft Dänemark seinen geringen Besitz auf den Kleinen Antillen an die Vereinigten Staaten von Amerika.

Es handelt sich, wie wir sehen, also um sehr seltene Regelungen — um acht ausgeführte und eine beinahe ausgeführte; wir können sie ihrer Bedeutung nach in vier Arten einteilen. Die eine Art, vertreten von vier Fällen, besteht aus Verzichtleistungen auf Kolonien, also auf Besitz fern vom Mutterlande, der, obwohl dort auch Volksgenossen wirken, gar siedeln, zu keinem Stücke des Mutterlandes geworden, mit ihm auch durch keine alten geschichtlichen Bande verknüpft ist, den zu behaupten darum mehr eine Nützlichkeits- als eine Ehrenfrage bedeutet.

Die zweite Art wird dargestellt von zwei Fällen, dem Neuschâtelier und dem schwedisch-norwegischen. Sie sind einander, rechtlich gesehen, ähnlich: ein Fürst ist Herrscher zweier Lande; er verzichtet auf das eine; man sollte meinen, das gehe das andere Land und dessen Volk nichts an. Indessen aber empfindet ein Volk, solange es monarchistisch fühlt — und das tat Preußen wie Schweden — eine Minderung seines Fürsten als eigene Minderung. Doch bestand im Neuschâtelier Falle zwischen den beiden Ländern des Fürsten, die voneinander weit ablagen, gar keine Verbindung, zumal war der König von Preußen im Verhältnis zu den Neuschâtellern ein so großer Herr, daß es ihm nichts ausmachte, auf jenes Fürstentum zu verzichten; die Minderung des Königs war keine solche. Die Preußen fühlten sich demgemäß kaum beleidigt; sie sahen im Verzicht ihres Königs nur das, was es tatsächlich war — eine großherzige Gebärde. Hingegen waren Schweden und Norwegen Nachbarländer; es konnte Schweden nicht gleichgültig sein, was für Wege ein abgetrenntes Norwegen ginge. Das Kräfteverhältnis zwischen beiden Reichen war auch nicht so verschieden wie im anderen Falle; es war höchst zweifelhaft, ob der Verzicht des Königs nicht auch dem Lande als Schwäche und Unehre hätte ausgelegt werden können. Man war in Schweden empört über den Nachbarn; und so war schon eine kühle Überlegung der Staatsmänner nötig, die Scheidung beider Teil ruhig zu vollziehen. Doch solche Kühle trug Frucht. Es zeigte sich bald, daß durch die erfolgte Lösung Reibungsflächen unschädlich gemacht worden waren. Das schwedisch-norwegische Verhältnis ist, seit beide Staaten getrennt sind, weit freundschaftlicher als zur Zeit, da sie einen gemeinsamen König hatten und das schwächere Norwegen stets das Schwedentum des Königs und das sonstige Übergewicht des stärkeren Schwedens fürchtete.

Die deutsch-dänische Regelung unter Konrad II. und Knut sowie der Plan Gyllenstjernas — die Fälle der dritten Art — haben beide die Herstellung dauernd guter Beziehungen von Nachbarn zum Ziele, die man dadurch erreichen will, daß der eine Teil dem anderen dessen Lieblingswünsche erfüllt. Welches aber sind heute die Lieblingswünsche der Staaten, vielmehr der die Staaten tragenden Völker? Jedes Volk leidet mit seinen in fremdvölkischen Staaten wohnenden Minderheiten, stehen diese doch meistens unter dem Druck der dortigen Staatsvölker. Die

Nachbarvölker können sich demgemäß nur vertragen, wenn jener Druck, der die Leiden der Minderheit verursacht, entweder aufhört oder wenn die Minderheit dem Stammvolke, dem sie zugehört, angegliedert wird; solange nicht das eine oder das andere geschieht, wird unter den Nachbarn nur eine Bitterkeit herrschen, aus der jederzeit Feindseligkeit auszubrechen vermag. Es führte zu weit, hier zu erklären, warum es im Mittelalter keine Minderheitenfragen gegeben hat und hat geben können. Es genügt, festzustellen, daß es sie jetzt gibt und daß die Pariser Vorortsverträge sie in geradezu virtuoser Weise vermehrt und verschärft haben. Unter den neun von uns gefundenen Fällen, von denen sieben in die Zeit nach der Französischen Revolution fallen, also in die Zeit, da die Minderheitenfragen aufkamen, ist die vierte Art, die wir bestimmen, nur ein einziges Mal vertreten, nämlich die Art, die eine befriedigende zwischenstaatliche Lösung einer Minderheitenfrage böte. Aus dem geeinten Königreiche Italien, das auf die französische Minderheit in Savoyen ganz anders zu drücken imstande gewesen wäre als das schwache Sardinien, nimmt Frankreich, ohne dessen Waffenhilfe Italien niemals geeint worden wäre, als Gegengabe seine savoyischen Volksgenossen entgegen. Wie in gewissen politischen Hinsichten der Gyllenstjernasche Plan und die schwedisch-norwegische Trennung beispieelswürdig sind, ist als Lösung der Minderheitenfrage der savoyische Fall beispieelswürdig. Was damals im Wege eines Vertrages erreicht wurde, hat sich bewährt: Savoyen ist ein kräftiger Bestandteil Frankreichs geworden und ist glücklich; in Italien aber trauert die Allgemeinheit dieser inzwischen längst verzehrten Abtretung nicht nach. Wenn das Verhältnis der beiden „lateinischen Schwestern“ sich nachmals des öfteren auch getrübt hat, so hat das immer an anderem gelegen.

Wir haben also — wenn auch nur wenige — Beispiele für die gesuchten Regelungen gefunden, ja sogar eines für die Regelung einer Minderheitenfrage. So sind denn solche Regelungen möglich. Ihre Seltenheit rührt unseres Erachtens daher, daß sie dem Geiste der heute vielfach noch geltenden, in der Französischen Revolution durchgedrungenen politischen Weltanschauung des Liberalismus widerstreben, der den germanisch-christlichen Begriff einer abendländischen Ordnung völlig zerstört hat, dafür aber, zu gewissen vormittelalterlichen — antiken — Begriffen zurückkehrend, den einzelnen Staaten etwas vom Wesen der griechischen Stadtstaaten einimpft: kannten doch diese im Innern hochkultivierten Gemeinwesen im gegenseitigen Umgang nur die Vernichtung des anderen zwecks Selbsterhaltung. Einstweilen ist der Liberalismus, der in den Pariser Vorortsverträgen sein Äußerstes an Verderblichkeit sich geleistet, wenn auch in langsamem Verfall begriffen, immer noch mächtig. Sollte die Weltanschauung, die ihn ablöst, der mittelalterlichen ähnlicher werden, so würden die Zustände der Minderheiten oder der ungünstig miteinander verkoppelten Völker und Staaten vielleicht ihr Schmerzlichendes verlieren. Solange aber dieses noch nicht der Fall ist, kann jedoch, wie das savoyische und das schwedisch-norwegische Beispiel lehren, kühle und klare Überlegung, aller Prestigefucht und allem anderen zum Troß, ersprießliche Regelungen zeitigen, die — wir erinnern an unseren Vorpruch — von lebenswichtiger, weil verhängnisabwehrender Bedeutung wären.

DIE EWIGE WIRKLICHKEIT

Hellmuth Graf von Moltke

(nach „Moltke. Aufzeichnungen. Briefe. Schriften. Reden“.
Wilhelm Langewiesche-Brandt 1922)

Orgelspiel im Merseburger Dom 1851

„Als ich in die altertümliche Kirche trat, glomm das Abendrot mit verlöschendem Strahl durch die runden Glasscheiben, und bald senkte sich ein Dämmerlicht herab, welches die einzelnen Personen unkenntlich machte und jedem das Gefühl der Einsamkeit gab. Ich setzte mich in einen alten Chorstuhl, wickelte mich behaglich in meinen Pelz und blickte auf das versammelte Publikum, das ebenso regungslos dasaß wie die Heiligenbilder, Wappenschilder, Apostelstatuen an den Wänden und Pfeilern. Ein Ton, so tief, wie ihn das menschliche Ohr eben noch erkennen kann, summt leise, aber gewaltig durch die Stille. Ihm schloß sich ein zweiter, ein dritter an, und bald brauste es durch die hohen Gewölbe, als wenn eine Schar wilder Geister in den mächtigen Pfeifen der viertgrößten Orgel der Welt gebannt gewesen wäre, die, einmal befreit, unaufhaltsam dahinzubrausen schien. Aber ein Fingerdruck des Zauberspielers bannte sie in ihre langen Zinkfutterale und gab den leisen Tönen „O sanctissima mater amata, ora pro nobis“ freien Raum. Es waren nicht Variationen dieses schönen Themas, aber es wiederholte sich bald in leisem Piano, bald mit der donnernden Vieltönigkeit dieses Rieseninstrumentes in den wunderbarsten kontrapunktlichen Wendungen und Verschlingungen und machte in der feierlichen Umgebung und Stille des Abends einen wahrhaft ergreifenden Eindruck. Ich habe noch im Mondschein einen einsamen Gang rings um die Stadt gemacht.“ —

Aus den „Trostgedanken des Neunzigjährigen“ 1890

„Die Vernunft ist durchaus souverän, sie erkennt keine Autorität über sich; keine Gewalt, wir selbst nicht, kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat. Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne, er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens, nirgends findet er Grenzen, aber überall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens. Der Stein fällt auf dem Sirius nach demselben Gesetz der Schwere wie auf der Erde; dem Abstand der Planeten, der chemischen Mischung der Elemente liegen arithmetische Verhältnisse zugrunde, und überall ergeben dieselben Ursachen dieselbe Wirkung. Nirgends Willkür in der Natur, überall Gesetz. Zwar den Ursprung der Dinge vermag die Vernunft nicht zu erfassen, aber nirgends steht sie im Widerspruch mit der Regel, welche alle leitet. Vernunft und Weltordnung sind konform. Sie müssen gleichen Ursprungs sein.“ —

„Es ist schwer, an die allgemeine Verderbtheit des Menschengeschlechtes zu glauben, denn, wie sehr auch von Noheit und Wahn verdunkelt, liegt doch in jeder

Menschenbrust der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewissen, das den rechten Weg zeigt. Gibt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes als dies allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Übereinstimmung eines Gesetzes wie in der physischen, so in der moralischen Welt?“ —

„Eine höhere Bestimmung müssen wir haben, als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns umgebenden Rätsel sich niemals klären, an deren Lösung die besten der Menschheit ihr Leben hindurch geforscht? Wozu die tausend Fäden der Liebe und der Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus ist.“ —

Paul de Lagarde (1827 — 1891)

Christmette in Sankt Nikolai (Erinnerung aus der Kindzeit): „Wachlichter an Wachlichtern leuchteten vor den Bänken, der schon Sitzende ließ den Späterkommenden an seiner Kerze anzünden, in die dunklen, hohen Wölbungen flackerte der matte Schein hinauf, die Orgel brauste durch den gewaltigen Raum, und man sah da, Ahnungen der ewigen Welt und die Hoffnung auf die grüne Tanne der nächsten Stunde im Kinderherzen. Einmal im Jahr!“ —

Sommerfrische am Kreuzberg: „Da war das Hauptquartier meiner Freuden. Guter Gefellen gab es da genug und neben ihnen die tiefe Einsamkeit märkischen Sandes und der Bäume des Dusteren Kellers. Damals sangen die Lerchen über mir an Stellen, wo jetzt längst Haus bei Haus steht . . . Ich habe die Zinnen der Ewigen Stadt früh von ferne gesehen und wollte mir den Weg hinauf ersuchen, als meine Altersgenossen noch auf Steckenpferden ritten.“

Individualität: „Es gibt für den Menschen nur eine Schuld, die, nicht er selbst zu sein: denn dadurch, daß er dieses nicht ist, lehnt er sich gegen den auf, der seine Existenz gewollt und als eine *soundso* bestimmte gewollt hat, nicht die aus Fleisch und Blut geborene, sondern die wiedergeborene, die ethisch gewordene Existenz, das Sakrament, als welches jeder Mensch durch die Welt wandern soll, Geist und Leib unzertrennbar vereint, und, weil nur in dieser Unzertrennbarkeit Mensch, der Auferstehung des Leibes nach dem Tode harrend.“ —

Was ist Religion? „Wirkliche Religion nimmt sich die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur sonntags von neun bis elf, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends. Denn sie ist nicht eine vorübergehende Aufregung des Nervensystems, sondern das leider oft von der Sünde, aber nie von etwas ihr als gleichberechtigtes Nebengeordnetem gestörte Leben unter den Augen des allgegenwärtigen Gottes. Sie ist das Hórchen des Schülers auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme dieses Gottes, sie ist das stille, aber unaufhaltsame, harmonische Auswachsen des eigenen Wesens, das, weil von Gott geschaffen zu sein gewiß, auch überzeugt ist, daß gerade seine vollste und eigentümlichste Entwicklung mit der vollsten und eigentümlichsten Entwicklung des ebenfalls von Gott gedachten Nächsten stets nur einen

richtigen Akkord geben wird. Sie ist Heimweh, die bitter-süße, wie eines Atems Steigen und Fallen rastlos durch die Seele webende Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen.“ — Vgl. Paul de Lagarde: „Bekenntnis zu Deutschland“, bei Diederichs 1933.

Gustav Freytag

Adresse der Berliner Universität zum Goldenen Doktorjubiläum, entworfen von
Heinrich von Treitschke 1888

„Unser Gruß gilt dem Dichter, der einst in Tagen verwilderten Geschmacks den Wohlklang und die Formenreinheit unserer klassischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publizisten, der vielverkannt unter den Fahnen des Schwarzen Adlers tapfer gekämpft hat, bis sich Preußens Geschicke erfüllten.

Was Ihnen auf allen diesen Gebieten herangereift ist, gehört der Nation. Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wieviel Mühsal und Versuchung, wieviel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten weht; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen einst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zumute gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.“ — Vgl. „Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel“, hrsg. von Alfred Dove, 1900.

Das Leben der Werke

Zur Entdeckung des Erzgießer=Werkplatzes in Olympia

Auf den ersten Blick sind wir geneigt, von „großen“ Werken zu sprechen, wenn uns die bewältigten Rohstoffe nach Ausmaß und Gewicht achtungsfördernd entgegenreten. Die Geschichte der Erzgestaltung erweist sehr deutlich, daß es — selbst völlig abgesehen vom Kunstwert, nur in Hinsicht der technisch geformten Stoffmasse betrachtet — eine wirkliche, organisch gewordene Größe gibt, ich möchte sagen: eine gewachsene — und eine nur konstruierte Größe. Wer den Ablauf der Formeristenz beobachtet, wer das Leben der Werke verfolgt und die Auflösung der geschaffenen Form erlebt oder in diese formverändernden Zersetzungsprozesse einzugreifen hat, setzt jener Erkenntnis mit Bewegung hinzu: es darf als erwiesen gelten, daß nur die in Einem, die organisch geschaffene Form von Dauer ist — innerhalb der Grenzen, die der geformte Stoff überhaupt setzt. Die konstruierte Größe, und sei sie noch so überwältigend, geht weit vor ihrer Zeit, weit vor der Zersetzungs Grenze ihrer Substanz, der Auflösung entgegen.

Das schönste deutsche Erzwerk, der Große Kurfürst von Schlüter auf der Langen Brücke in Berlin, ist — „Reuter und Pferd“ — in Einem gegossen. Es wird dauern, so lange Bronze dauert: ob der Reiter auf der Brücke steht, in der Spree liegt oder auf dem Grunde des Meeres. Das Rauchsche Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden besteht aus Hunderten von Einzelstücken: Kopf, Arm, Stiefel, Pferdebeine, Satteltaschen — jedes Stück für sich gegossen und dann zusammengesetzt: dieses Erzwerk hält nicht länger als die Montage, welche die Teile verbindet. Lösen sich die bindenden Nieten oder Klammern oder Lotnähte, dann zerfällt ein solches Werk in seine Stücke, wie wir sie in den Museen in aller Welt vor Augen haben. Es gibt viele gewaltige Erzwerke, aber es gibt — dies gesagt im Hinblick auf den Gesamtbesitz an geformtem Erz auf der Erde — wenig, unheimlich wenig wirklich in Einem geschaffenes Erz, das dauern wird und nur von Menschenhänden, wie sie es geschaffen haben, willentlich wieder vernichtet werden kann.

Agypten hat eine Unzahl völlig erhaltener Bronzeform hinterlassen. Alle diese Stütze sind in Einem gegossen. Aber sie überschreiten eine gewisse Größe nicht. Die Ägypter haben kein repräsentatives statuarisches Erzwerk geschaffen, das adäquat wäre ihrer Steinplastik oder gar ihrer Architektur, und die eine erhaltene große Metallstatue, Phios I. in Kairo, ist kein Erzguß: Rumpf, Arme, Beine, Hüfte sind in Blech getrieben, nur der Kopf gegossen. Die Ägypter konnten nicht monumental gießen im Sinne der griechischen Großbronze. Sie begnügten sich mit dem wachsausgeschmolzenen Klein- und Mittelerzguß und mit dem sandgeformten Gewerbeguß, in dem sie ihre Metalltüren herstellten.

Rom besaß bereits die Metallfabrik, die dann Byzanz übernahm. Die

Römer haben gewaltige Erzwerke geschaffen. Aber alle diese Werke sind keine wirklichen Großgüsse. Sie sehen nur groß aus. Viele kleine Teile setzen sich zusammen zu einer groß wirkenden Erscheinung und haben sich zerlegt mit dem Versagen der bindenden Montage. Die Museen sind voll von römischen Fragmenten. Von den Erzarmeen, die Rom schuf, stehen nur noch zwei Stücke aufrecht: der Marc Aurel auf dem Kapitol, über den Michelangelo seine schützenden Hände breitete, und der Kolos von Barletta, den der Ufersand schützte.

Der monumentale Großerguß in Einem ist der schwierigste und gewagteste künstlerische Gestaltungsvorgang, den es überhaupt gibt. Es existieren wenig solche Werke. In ganz seltenen und kurzen Zeitspannen haben ihn die Künstler gekonnt — ja auch nur gekannt. Die frühen Epochen wissen nichts von ihm.

Nur in der frühen archaisch-griechischen Kunst geschah etwas Seltsames — ein Wunder: der Großfiguren-Hohlguß steht plötzlich da, mit allen Zeichen eines Uranfanges, des Zum-ersten-Mal-Gekonnten. Ich habe vor einem Jahrzehnt feststellen können, daß angesichts der archaischen Güsse in der Tat von einer „Erfindung“ gesprochen werden muß und die alte, immer bezweifelte Nachricht, ein bestimmter Mann sei der Erfinder des Ergusses gewesen — Theodoros nämlich,

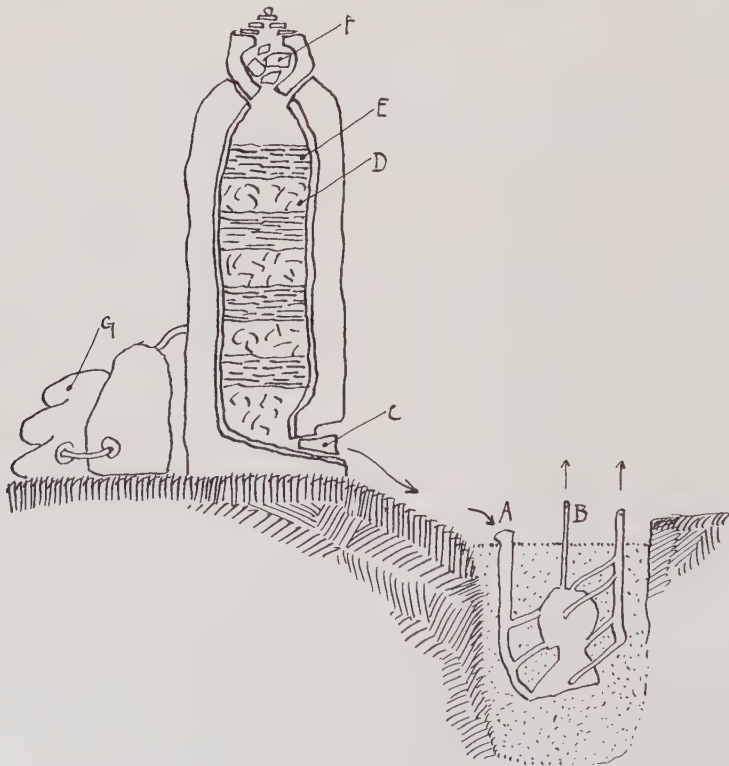


Abb. 1. Der griechische Schmelzofen mit Form-Querschnitt. A Einguß. B Luftkanal. C Abstichloch. D Kohle. E Bronze. F Zuschlagsmetall. G Blasebälge, gekuppelt



Abb. 2. Erzgießerschale, Berlin. Der griechische Schmelzofen: Hinten der Arbeiter am Blasebalg; vorn der Meister, der eben das Abstellloch öffnet. — Arbeiter an Modellen. Werkzeuge

der die Substruktionen in Ephesos entworfen, in Ägypten studiert, ein Buch über das Heraion in Samos geschrieben hat und im übrigen Bildhauer war — diese Nachricht ist wahr, wenn man vom hohlen Großerguß spricht*. Dieser Vater der abendländischen Erzkunst hat in genialer Weise die klassische ägyptische Erzgestaltung sozusagen umgedreht und mit einem ganz neuen Modellstoff gearbeitet: mit dem Holz — ganz wie unsere modernen schwerindustriellen Großwerke also „wieder“ nach zerlegbaren Holzmodellen gießen . . .

Der Großerguß war da. Eines aber blieb ein Rätsel: wie haben die Griechen die Riesentlasten überwinden können, mit denen bei den Großgüssen unvermeidlich zu rechnen ist? Wie sah die griechische Werkstatt aus? Die zum Andenken des Sieges von Platäa gegossene Schlangensäule steht heute auf dem Atmeidan in Istanbul und besteht aus *e i n e m* Stück — sechzig Zentimeter Durchmesser hat sie und ist rund sieben Meter hoch zu denken. Eine unserer normalen modernen Kunstgießereien würde sich hüten, diesen Guß *i n E i n e m* zu machen, trotz ihrer schönen Laufkräne und Flaschenzüge, und Vorfis oder Krupp ständen vor einer repräsentativen Aufgabe, an deren Bewältigung sich wieder einmal die Höhe unserer zeitgenössischen Technik erweisen ließe . . .

In den letzten Monaten ist nun auch dieses Rätsel gelöst. Aber so wunderbar einfach, so genial haben Theodoros und seine Söhne und Enkel, die am Anfang der abendländischen Erzkunst stehen, ihr Werk getan, daß ich in jener Schicht des sechsten Jahrhunderts hinter der Altis in Olympia, die das Geheimnis offenbarte, den Hut abnahm und ihn in jener Gegend wieder aufzusetzen nicht leicht

* Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 44., 1929, Heft 1/2.

mehr den Mut aufbringen werde. Man wird das Gefühl nicht los, die alten griechischen Bronzen lächeln nur, wenn unsereiner, gestützt auf die ungeheuerliche technische Apparatur des zwanzigsten Jahrhunderts, vorsichtig anfragen möchte, wieso sie denn existieren könnten: wir hätten doch bekanntlich erst das Kugellager und den Dynamo und überhaupt das Pulver erfunden.

Die Frage nach der griechischen Großwerkstatt ist gelöst: sie hatten gar keine Werkstatt. Die neuen deutschen Ausgrabungen in Olympia haben beim Suchen nach einer römischen Wasserleitung eine griechische Fundschicht angetroffen, in der eine Anzahl Überreste auf einen Werkstattribetrieb deuteten, aber keinerlei Anzeichen das Vorhandensein einer „Werkstatt“ erwiesen.

Wir können uns einen Werkprozeß nicht vorstellen ohne Werkstatt, haben von unserer Werkstatt aus rückwärts gedacht und sie in Griechenland gesucht. Die Ausgrabung in Olympia zeigt folgendes: der alte Meister hat eine in der Erdbewegung geeignete Stelle gesucht, ein ehemaliges Bachbett, das genügend tief



Abb. 3. Der Schmelzofen von Olympia, von oben gesehen: A der deutlich erkennbare Grundriß des Ofenzylinders (s. Rekonstruktion Abb. 1); bei D das Abstichloch. Zwischen den feuerfesten Wänden B₁ und B₂ die Abflußrinne für das flüssige Erz, das in die vor und unterhalb des Ofens befindliche Gußform stürzte. Rinne und Ofenbasis (A) waren benutzt: rötlich gebrannt von der Hitze, Holzkohlen- und Bronzereste vorhanden

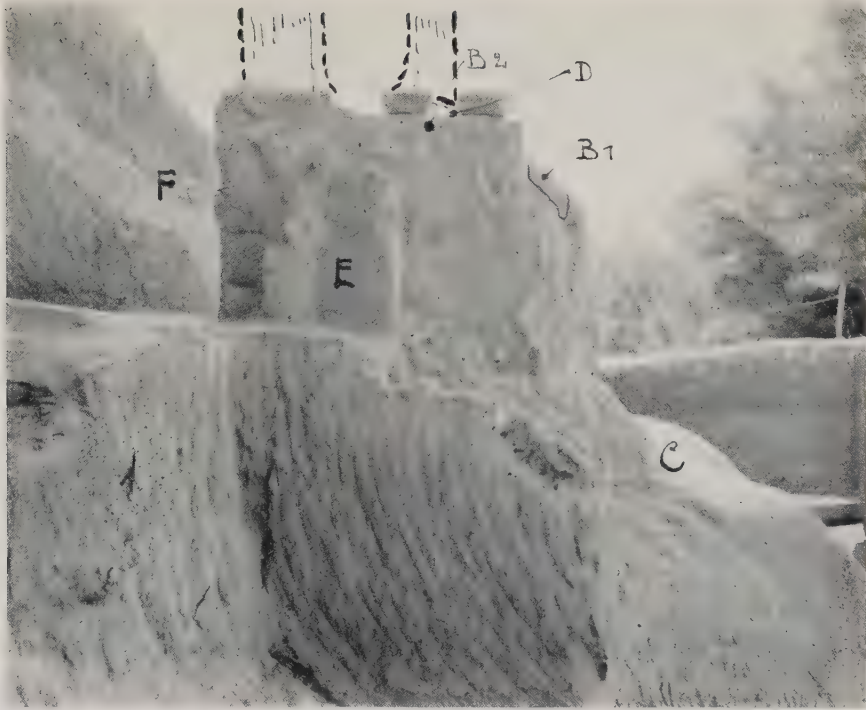


Abb. 4. Der Schmelzofen von Olympia, von der Seite und unten gesehen: der hochofenartige Zylinder gestrichelt angegeben. Bei D das Abstichloch. Zwischen den Wangen B₁ und B₂ die Gießrinne. Bei C hat die Gußform gelegen. Der bei E sichtbare Anbau war der Tritt für die Bedienung des (etwa mannshohen) Ofens. Bei F befanden sich die gekuppelten Doppelgebläse: vergleiche die Zeichnung des Schmelzofens auf der Berliner Erzgießerschale, Abb. 2

ins Gelände eingeschnitten ist, leichtes Gefälle hat und paßlichen Mutterboden aufweist. Er hat zehn Schmelzöfen oben an den Vordrändern aufgebaut, die Gießform aber auf der Sohle der Furche eingebettet und dort auch ausgeglüht. Der griechische Ofen (s. Abb. 1 und 2) ist dem Prinzip nach wie unser Hochofen konstruiert — also durchaus dem ägyptischen Schmelzsystem entgegengesetzt! — und wurde durch Anstich geöffnet. Der Meister bewegte demnach weder die Form — die nun riesengroß sein konnte — noch das Erz: er baute eben noch mehr Öfen, wenn er einen ganz großen Guß machen wollte und ließ das flüssige Erz abwärts in die tiefgelagerte Form laufen. Er ließ die Materie selber arbeiten. Er brauchte deshalb weder eine stationäre Werkstatt noch ihre Einrichtungen zur Überwindung der Lasten.

Die Funde in Olympia geben für die Einzelheiten den schlüssigen Beweis. In der erhaltenen Gießrinne des einen Ofens lagen noch die Holzkohlen, in der Umgebung der Eingüsse Bronzetropfen, Gefäßangeeisen für die Rüstung der Form

und „Altmetall“ — das der Meister glücklicherweise nicht mehr hat einschmelzen können: Helme, Weinschienen, erzene Architekturteile. Die unbekannte Katastrophe, die ihn an seiner Arbeit plötzlich gehindert haben muß, hat endgültig Licht geworfen auf unser Wissen vom griechischen Erz.

Wir haben komplizierte und kostspielige Maschinen erfunden, um größere Werke einformen, die Formen glühen und transportieren, das Erz schmelzen und das flüssige Schmelzgut zu den Eingüssen bewegen zu können, und stehen vor der Tatsache, daß diese Griechen riesige Erzgüsse zustande zu bringen vermochten — eigentlich ohne jegliche Einrichtung . . . Sie haben nicht die Materie „überwunden“, „beherrscht“ und „in Dienst gestellt“: sie fühlten das Wesen des Stoffes und ließen es wirksam werden aus seinem eigenen Gesetz heraus. Auf diesem Teilgebiet griechischen Schaffens, dem archaischen Erzguß, erkennen wir heute sehr bewegt, was wir gefühlt haben im Angesicht der griechischen Philosophie, Dichtung und Kunst: daß der Mensch die Welt bewegen kann ohne Rechnung, Zahl und Konstruktion und daß, was wir als *materia* begreifen, Substanz ist, die — wenn wir sie formend bewegen — von sich aus mitformt und Werke schafft aus sich.

Nach ein paar Jahrhunderten war es vorbei. Wer heute auf der Akropolis steht und den restaurierten Parthenon ansieht, der ergreift diese Frage aller Fragen erschüttert von der anderen Seite. Im siebzehnten Jahrhundert zerschmetterte eine Pulverexplosion das Mittelstück des Tempels. In den letzten Jahren hat man es zum großen Teil mit Hilfe der noch vorhandenen Säulentrommeln und Gebälkteile wieder hergestellt. Bekanntlich hat dieser Bau kaum eine gerade Linie — wie alles große Bauwerk nicht auf dem Reißbrett erdacht, sondern aus der Substanz herausgeformt ist. Die Kurvatur bringt die langen Horizontalen wie die wunderbaren Säulen zum Schwingen. Es entsteht jene steinerne Musik, die dieses Bauwerk ins Reich der Wunder erhebt. Die restaurierten Teile sind errechnet und eingefügt mit aller denkbaren Sorgfalt und siehe: sie sind nicht griechisch. Wir müssen das Mittelstück jetzt mit der Hand zudecken, wenn wir die Musik erleben wollen, die so göttlich nur zweimal erklingen ist: damals in Griechenland und ein paar Jahrtausende später im Goethe-Haus zu Weimar.

Iberische Fahrt

Schon als ich frühmorgens — mit dem Nachtzug von Paris kommend — in Marseille aussteige und nach einem kleinen Frühstück im Bahnhof die stille, breite Cannebière zum alten Hafen hinbummle, überweht mich die erste der seltsamen Verwandlungen dieser Reise. Die mittelmeeerisch milde Luft umspült mich mit verführerischer Zärtlichkeit und weckt Erinnerungen. Selbst der häßliche Bau der Notre Dame de la Garde auf dem Hügel ist davon versöhnlich umhaucht, als er aus dem klaren Gold der Frühe auftaucht. Alles hat die abwartende Stille des Sonnenaufgangs. In den Straßen werden die Marmorplatten der Tische vor den Cafés abgewaschen; halb verhungerte Kagen und frühe Bettler wühlen in den Mülleimern; aber draußen dehnt sich mattblau und perlmuttern das Meer, und der Himmel erglüht grün über schlanken Wolkenfähen.

Es ist eine unerwartete Leichtigkeit über mich gekommen von dieser Verwandlung. Gestern um diese Zeit war ich noch in Köln; heute werde ich in Salamanca zu Mittag essen. Die feierliche Stille des Morgens und die laue Luft schließen mich auf.

Eine Stunde später hebt sich die Maschine der Deutschen Lufthansa über die Rhönemündungen. So weit man sieht, glänzen die zahllosen Wasserarme, Lagunen, Kanäle zwischen kupferroten Sandbänken und den grünen Vierecken der Felder. Links breitet sich zuerst das Meer in einen endlosen Glanz und Dunst hinein, vorne blau, weiter weg bläuviolett; es hat keine Grenze gegen den Himmel. Eine große Erwartung ist in mir, der das Bild den Rahmen gibt. Übermorgen soll ich in Salamanca zur Eröffnung der deutschen Buchwoche sprechen, spanisch zu den eingeladenen Behörden des nationalen Spanien und deutsch zu den Deutschen. Ich mustere die Mitreisenden. Es sind meist Deutsche; auch einige Spanier und Italiener. Beim Einsteigen hörte ich die Laute ihrer Sprachen.

Ich habe mich in den letzten Tagen im Rheinland krank gefühlt; jetzt, während wir über die Städtchen der Provence hinfliegen, die in der Sonne zwischen den Feldern, Äckern, Wiesen liegen, überkommt mich ein befreiendes Wohlgefühl von der lauen, glanzbeladenen Luft des Mittelmeeres und von der Weite, die sich vor mir breitet. Unsäglich großartig erheben sich bald links von uns die Firne der Pyrenäen, leuchtend über lilafarbenem Dunst. Immer weiter entrollt sich das Panorama ihrer Bergketten, immer höher bauen sie sich neben uns auf mit ihren breiten, blanken Brüsten. Das Massiv des Pic du Midi überstrahlt eine Weile alle anderen. Warm scheint die Sonne auf meine Hände, die die Flugkarte halten; ganz ohne Schwankung gleitet die Maschine immer in gleicher Höhe, dem Gebirge gleichlaufend, unter dem strahlenden Himmel nach Westen. Ich weiß es, diese milde Stille, dieser Glanz, dies alles ist noch Mittelmeer, wenn auch dieses selbst nirgends mehr zu sehen ist. Ich weiß es: jetzt wird bald die neue Verwandlung kommen.

Schon erglänzt vor uns die Biscaya, taubenblau und scheinbar unbewegt; nur die weiße Brandungswelle an der Küste deutet die Bewegung an, obgleich auch sie stillzustehen scheint. Die Schneeberge der Pyrenäen verschwinden hinter uns im Dunst. Zwischen Bayonne und Biarritz fliegen wir aufs Meer hinaus, an der Küste hin. Ich erkenne den Felseneingang von Pasajes, in dem ich vor acht Jahren zum erstenmal nach dem Krieg wieder spanischen Boden betrat, und ich erkenne die „concha“, die Muschelbucht von San Sebastian. Dies ist Spanien, denke ich, und fühle die Erregung in mir, aber da geschieht auch schon etwas sehr Eigenartiges. Während ich noch über die Tragfläche hinweg zurückschaue nach dem Badestrand von San Sebastian, spüre ich plötzlich eine empfindliche Kühle, und mich besinnend, merke ich erst, daß die Sonne von einer Wolkenwand, die sich über den Himmel schiebt, verdeckt wird. Gleichzeitig geschehen aber noch andere Veränderungen: leichte kleine Wölkchen, wie Wattebäuschchen, eilen uns entgegen, fast auf gleicher Höhe, wie Tiere mit grausilbernem Fell; sie kommen ganz schnell heran, erst einzeln, dann ganze Herden. Aber nun drehen wir auch von der Küste ab, geradeswegs auf das kahle Bergland zu, das grau und schmutzig ockergelb, tieferklüftet in einem düsteren Licht sich vor uns emporfaltet. Und im selben Augenblick beginnen wir zu steigen. Hinter dem Bergland zeigen sich Ketten hinter Ketten, graublau und unfreundlich. Farblose Wolkenseken fahren auf uns zu; sie scheinen aus den Bergen hervorzustoßen wie drohende Arme. Der Flug wird unruhig, man spürt das Absacken der Maschine, hört deutlicher ihr Donnern. Das Land verwandelt sich vollkommen; hinter Tälern und welligen Ebenen schiebt sich Sierra hinter Sierra; plötzlich verstehe ich, warum das gleiche spanische Wort Säge und Gebirge bedeutet. Ockergelbe Hochebenen breiten sich dazwischen, zerrissene Täler tun sich auf, einsame Straßen winden sich an nackten Felshängen. Die Sonne ist weg; kühl weht es durch alle Riken. Wir sind über den baskischen Bergen und bald über den rauen Hochebenen des alten Castilien. Die Verwandlung ist tiefer, plötzlicher, großartiger, als ich sie erwartet hatte. Das zerstörte Victoria wird einen Augenblick sichtbar zwischen tiefer streifenden Wolken; später reißt die untere Wolkenschicht ganz auf. Dort ist Burgos, am Berg gelegen, deutlich von der riesenhaften grauen gotischen Kathedrale überragt, Valladolid, die alte Königsstadt. Flüsse winden sich bleigrau in fast baumlosen Ländern. Wolken, Winde, Felsen, endlose Einsamkeiten beherrschen diese Welt.

Fast auf die Minute pünktlich um ein Uhr mittags landen wir auf dem Flugplatz von Salamanca. Beim Aussteigen springt einen der kalte Wind an; Sonnenseken jagen über die kahle Ebene, wo zwischen einigen kümmerlichen Kiefern Baracken stehen und Benzinfässer umherliegen. Der ganze Gegensatz dieses Landes ist im Augenblick lebendig: Esel mit schönem, rotem Zaumzeug und roten Troddeln über der Stirn tragen in Körben Ries über den Platz, den eine zischende Dampfwalze einebnet. Ein Auto der deutschen Botschaft bringt mich zur Stadt. Kahl, ockergelb, aber beinahe dunkelgoldenen leuchtend, wenn die kühle Sonne durch die Wolken kommt, liegt diese auf eine Anhöhe hingetürmt über dem Fluß mit der alten Römerbrücke. Das ist Castilien, uraltes Land, hart, überfegt

von Winden dünner Hochlandsluft, unter tiefen Wolken farblos oder überbrandet von einer stehenden Sonne, mit Bergmassiven, aus denen die Urgewalten sprechen, mit breiten Flussbetten, alten Brücken, langgestreckten Lehmhöfchern, Städtchen an Hügeln, Kathedralen von kostbarer dunkler Pracht, Burgen mit schweren Türmen. Hirten mit Schlapphüten und weiten, wehenden Mänteln stehen zwischen Herden dunkler Schafe auf den Ebenen. Frauen reiten auf Maul- eseln ins Feld. Wenige Autos sausen über endlose Straßen. Dann und wann ein zweirädriger Karren von vier Mauleseln gezogen oder von hellfarbigen Ochsen mit prachtvoll geschwungenen Hörnern. So erlebe ich in den nächsten Tagen bei meinen Fahrten das Land; das ist Castilien und auch noch ähnlich Estremadura.

An vielen Orten steht gleichsam fühlbar die Vergangenheit wie eine Wirklichkeit vor einem. Nicht nur in den Baudenkmälern — das haben wir auch bei uns, aber bei uns ist sie durch das dichte Leben späterer Zeiten und der drängenden Gegenwart weggeschwemmt. In Tordeßillas, das zwischen Gruppen von Bäumen am Fluß liegt, spüre ich deutlicher noch als sonst, das, was ich weiß: hier hat die Mutter Karls V., Johanna, die die Geschichte „die Wahnsinnige“ nennt, weil der Tod ihres Gatten sie so bewegte, daß sie in unheilbaren Trübsinn verfiel, die letzten Jahre verbracht. Ich sehe die Unglückliche vor mir, die den Leichnam ihres Gatten in einsamen Nachtfahrten mit sich führen und im Fackelschein den Sarg öffnen ließ, um den Toten immer noch einmal zu sehen. In Tordeßillas lebte sie fernab der Welt die unstillbare Trauer. Fast in jedem dieser einsamen Städtchen leben solche Gestalten aus anderen Jahrhunderten und stehen noch da, still wie alte Türme.

Und so sind auch viele der Menschen, denen man begegnet. Sie sind dem Lande noch näher als bei uns. Ihre Gesichter haben oft die Prägung dieser Ebenen mit ihren dörrenden Winden und jagenden Wolken. Schön und wach zwar sind die Knaben; die jungen Mädchen von einer ungewöhnlichen Strenge in den Zügen, die sich dann plötzlich im Gespräch in eine kluge Helle verwandelt; die jungen Offiziere mit ihren großen Manteluhängen, die sie mit stolzem Schwung über die Schulter werfen, sind härter als die italienischen oder jugoslawischen, mit denen ich sie vergleichen muß. Die alten Frontoffiziere gehen wie Könige aus Urzeiten schwer und unberührbar in ihren dicken Pelzmänteln durch die Hallen und Speisesäle moderner Luxushotels, die Gesichter zerfurcht wie die Gebirge des Landes. Daneben aber sieht man auch ganz klare, adlige Gesichter, schmal und geistig, wie das des Gouverneurs von Salamanca, mit dem ich nach meinem Vortrag kurz spreche, oder diejenigen der Universitätsprofessoren, die sich in sehr gutem Deutsch mit mir unterhalten. Ihr feines Lächeln verrät oft denkerische Anmut. Aber über dem alten Land und seinen Menschen hängt spürbar und wie eine grünschwarze Wolke das Schicksal des Kampfes, in dem es steht. Ich suchte den Krieg nicht. Mir war es wichtiger, diese Luft zu atmen, unter der kühlen Sonne des Hochlandes durch die Straßen dieser Städte zu gehen, den Wind zu spüren, der von schwarzumhangenen Bergen herabblies, mit Menschen zu sprechen. In reichen Patios stand ich und in den hohen Kathedralen; in späten Nachmittagsstunden eines düsteren Regentages umwanderte ich den hoch-

getürmten, an den Berg gelehnten Bau der Kathedrale von Burgos, an dem Kölner Baumeister einst mitgeholfen haben; die schlanken gotischen Helme ihrer Türme sind vom Wind umrauscht. Drinnen im Dom flackern die Flämmchen zahlloser Kerzen im hohen, schon von Nacht beschlichenen Raum. Manchmal sitze ich in volkstümlichen Kneipen, einmal zwischen Soldaten, esse den schwärzlichen Tintenfisch, trinke den herben, roten Landwein, der gar nichts von dem hat, was wir uns unter spanischem Wein vorstellen. Ich suche den Krieg nicht, und doch drängt er sich da und dort auf: an der Straße unter den Arkaden liegen Mauern von Sandsäcken, und in vielen Städten sind die großen Ladenfensterscheiben durch kreuzweise übergeklebte Papierstreifen gegen Zerspringen durch Luftdruck bei Fliegerangriffen geschützt. Aber plötzlich ganz nahe spüre ich den Krieg, als wir vor den Toren eines Städtchens ein zerschossenes Flugzeug liegen sehen, ein Jagdflugzeug, verbogen, zerknüllt; eine Schar hübscher, schwarzäugiger Gassenbuben turnt daran herum.

Nach Castilien und Estremadura ist freilich Sevilla und seine Umgebung ein seltsamer Gegensatz, viel größer als der zwischen Nord- und Süddeutschland. Die Luft ist plötzlich afrikanisch, weich und verführerisch. Und selbst die Kriegswolke scheint ferner, unwirklicher. Jrgendwo tanzen ganz junge Mädchen die Sevillana; irgendwo trinken wir Wein, der allen Zauber Andalusiens wieder in mir wachruft, jenen Zauber, den ich einst in Granada am stärksten empfunden; ohne Mantel geht man in diesen Nächten durch mondbeschienene Winkel und Gassen; Rosen blühen noch, und die hellblauen Himmelsblümchen ranken an alten Mauern. Das Land liegt in der Sonne des Mittags fast grün; an den Straßen stehen die hohen Eukalyptusbäume mit ihrer gescheckten Rinde; über die Hügel breiten sich Olivenwälder, Kiefernwälder und an den Hohlwegen steigen die langen Blütenschäfte der Agaven aus den blaugrünen Blattrosetten. Einmal vormittags bummle ich durch den Parque Maria-Luisa und trinke, im Freien in der Sonne sitzend, ein Glas Wermut und esse die bitter-öligen Oliven dazu. Und gerade da meldet sich die Erinnerung an den Krieg: Gefangene schleppen unter Aufsicht von Militär Falken vorüber. Die Gefangenen sehen gut aus, sauber und ordentlich gehalten; es sind große Gestalten, wie man sie im Vasteland oft trifft. Und abends lebt die Stadt unter abgeblendeten Lichtern und Lampen. Allein gehe ich durch die Straßen am Fluß hin. Ich denke alle Tage noch einmal durch, sehe noch einmal die mythischen Landschaften mit Bergen und Strömen, Städten und Kathedralen, Burgen und Brücken und alles unter der Wolke des technischen Krieges: ist dies nicht auch ein mythisches Geschehen? Entscheiden sich hier nicht Schicksale, für Jahrhunderte, von Ländern und Völkern, vielleicht von ganz Europa? Hängt nicht über uns allen das Licht der werdenden Zeiten?

Am folgenden Tag fuhr ich im Auto über Badajoz nach Lissabon. Bis mittags verhüllte dichter Regen das Land. Drüben aber, jenseits der portugiesischen Grenze wurde es hell, und manchmal breitete sich der Himmel kornblumenblau vor uns aus. Auf den Feldern wurde noch geerntet; Wäldchen von Korkeichen begleiten lange die Straße über die flachen Hügel; ihre fast karminroten, geschälten Stämme sehen nicht nackt aus, sie geben mit dem Grün des Laubes, das

blau wie das der vielen Olbäume ist, und dem dunkleren der Kiefern und dem satten Schwarzbraun der Äcker dem Land die Farbe. Bauern in Karren, Zipfelmützen auf dem Kopf, Mäntel wie Havelocks mit vielen Umhängen über den Schultern kommen von den Feldern; Pinien wie dunkle Kugeln stehen einmal im goldblauen Abend, Apfelsinen leuchten noch aus dem Laub hinter den weißen, dicken Mauern von Gärten. Ehe man sich Lissabon nähert, steigt man noch einmal in Berge hinein, während die Dämmerung und die Nacht herabsinkt; Pinienwälder stehen schweigend, ein Hirte mit dem flachen, breitrandigen Hut, ähnlich den andalusischen Hüten, zieht mit seiner Ziegenherde neben der Straße hin. Dann plötzlich senkt sich diese steil, und drunten glänzt das Lichtermeer der Großstadt an der Tejomündung. Der Atem des Meeres weht herauf; die Fährsekt uns über, Boote knattern über das nachtschwarze Wasser, Sirenen heulen, rote und grüne Lichter huschen. Aus einem fast unsichtbaren Boot dringt der traurige Gesang eines „Fado“ und verhallt zwischen dem Lärm der technischen Geräusche.

Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß Portugal ein so schönes Land ist. Und es ist Friede da und Kraft unter starker Hand, die nirgends hart lastet. Wenn man an der Tejobucht entlang zum Meer fährt, an Belem, dem Kloster, vorüber, kommt man bald an das Cabo da Roca, sitzt bei einem Leuchtturmwächter auf einer Art Terrasse und genießt die wundervolle frische Languste zum leichten Landwein, während das Meer an den Felsen hochspritzt und die bleiche, winterliche Sonne einen matten Glanz über Stein und Wasser haucht. Von da schlängelt sich die Straße hinauf ins Cintra-Gebirge; grüne Täler, Dörfer, Wälder von Pinien, Olbaumpflanzungen, Wein, Wein; oben auf der Höhe, gegenüber dem Maurenschloß ist ein anderes im imitierten Maurenstil des 19. Jahrhunderts, das an die Geschmacklosigkeiten von Neuschwanstein erinnert. Aber der Blick von dort versöhnt; größer ist die Natur. Und in ihr rauscht noch etwas vom großen Jahrhundert dieses kleinen Landes, von den kühnen Abenteuern des Heldenepos des Camoës, der sein prächtiges Grab im Belem hat. Aber auch sonst ist dieses Land von einer Größe, die an Traumgärten der Romantik erinnert. Die Felsbucht von Setubal, das weite untere Tal des Tejo mit seinen Silberwassern, das stolze alte Coimbra mit seiner Bergfesten, das an den Felshang und auf die Höhen über dem Douro hingeklebte Porto, wo in allen Gärten die sanften, vollen Blüten der Kamelien aufblühen. In blauen Majolikafacheln, die die Wände vieler Häuser, Kirchen und selbst der Bahnhofshalle von Porto zieren, ist die Geschichte des Landes nicht immer geschmackvoll, aber immer eindringlich und bewegt dargestellt. Aber gerade in diesen Tagen in Lissabon marschiert die Jugend auf in grünen Hemden, unter Pfeifen und Trommelklang, wohlgeordnet, einige Tausend junger Menschen, und die Fahnen wehen über ihnen in den festlichen Straßen. Auch aus diesem Land steigt eine neue Zeit. Ich sehe es in der Morgensonne unter mir, wie ich es zuletzt sah, als ich es mit dem deutschen Flugzeug abschiednehmend überflog: die Wasser glänzten silbern unter leichten, weißen Wölkchen; die Felder lagen in einem blassen Grün, und der Himmel glühte von einem rosenfarbenen Licht.

Moderne Medizin und medizinische Romantik

Je ernsthafter sich die moderne Medizin um die Lösung der so oft genannten Krise der Medizin bemüht, um so mehr zeigt sich, daß diese Krise Teilerscheinung einer allgemeinen Kulturkrise ist — um so mehr tritt der geistige Gehalt dieser Krise in den Vordergrund. Vor etwa zehn Jahren wurde die allgemeine Diskussion dieser Krise in den weitesten Schichten der Gebildeten eröffnet durch die berühmten Schriften Erwin L i e k s, der mit Leidenschaft auf die Hemmungen der ärztlichen Berufstätigkeit durch die Einrichtungen der Sozialversicherungen hinwies. Heute — knapp zehn Jahre nach diesen ersten Fanfarenstößen — wird die Krise, ohne daß die Einrichtungen der Sozialversicherungen in ihren Grundlagen geändert sind, als allgemeine weltanschauliche Krise erörtert. Historisch setzen diese Erörterungen an einer Besinnung auf die Medizin der Romantik an, die, jahrzehntelang mißachtet, jetzt wieder in ihren Grundideen anerkannt und geehrt wird. In der Lehre von der Krankheitsentstehung wird der Einfluß soziologischer, kultureller, seelischer und geistiger Bezüge auf das Krankheitsgeschehen anerkannt, und in der Krankenbehandlung wird von vielen Ärzten eine aktive Beeinflussung dieser Bezüge im Einzelfall gefordert.

Das medizinische Schrifttum bildet einen Spiegel dieser Entwicklung. Die Hochflut von Schriften über die Schäden der Sozialversicherung und ihre Reform hat mit dem nationalsozialistischen Umbruch plötzlich aufgehört. In den letzten Schriften tritt deutlich ein Übergang zu einer Änderung der ärztlichen Grundhaltung zutage. Unter dem Eindruck, den das Erlebnis der Arbeitslosigkeit für den Versicherten als Lebenskrise bedeutete, wird vor allem in Arbeiten der W e i z s ä c k e r schen Schule in Heidelberg die Soziale Neurose anders beurteilt, als von der Mehrzahl der Ärzte, die in ihr nur die Folge mangelnden Arbeitswillens zu erkennen glaubte. Ausgehend von der Totalität des Versicherten als einer leib-seelischen Einheit und von der Möglichkeit einer aktiven sozialtherapeutischen Beeinflussung der sozialen Neurose, die als „Rechtsneurose“ aufgefaßt wird, wird von W e i z s ä c k e r und seiner Schule eine Sozialversicherung gefordert, die durch ihre Gliederung dieser Totalität entspricht*.

Das Verhältnis Arzt — Patient, das in diesen Arbeiten auch von einem soziologischen Standpunkt aus beleuchtet wird, wurde schon vor dem Umsturz in besonderem Umfange erörtert. Auch L i e k geht von diesem Problem aus, das in besonders tiefgründiger und umfassender Weise von W e i z s ä c k e r („Kranker und Arzt“ [Berlin 1929] und „Ärztliche Fragen“ [Leipzig 1934]) und in der Schrift K r e h l s „Der Arzt“ (Leipzig 1937) behandelt wird. Die Stellung K r e h l s ,

* Siehe hierzu: Hollmann, Die ärztliche Begutachtung in der Sozialversicherung. Beitrag zu ihren Reformen. Leipzig 1934.

mit dem die bedeutendste Persönlichkeit des zeitgenössischen deutschen Arzttums im Jahre 1937 starb, ist für die Haltung des deutschen Arztes typisch, der den Gegensatz zwischen der exakten naturwissenschaftlichen Forschung und den Aufgaben des Arztes als Heilender von Krankheiten am stärksten empfand und eine Überwindung dieses Gegensatzes suchte. Die Hinwendung K r e h l s zu der nach der nationalsozialistischen Revolution begründeten Neuen deutschen Heilkunde, die eine Zusammenfassung der Schulmedizin mit den nicht-schulmäßig gelehrten Kreisen der Homöopathie und Naturheilkunde erstrebte, ist hierdurch, ebenso wie das vor dem Umsturz vielumstrittene Eintreten B i e r s für die Homöopathie, im wesentlichen bestimmt. Durch ihre Beziehungen zu der Homöopathie, aber auch zu manchen Naturheilmethoden, zeigt die ursprünglich aus politischen Motiven begründete Neue deutsche Heilkunde deutliche Beziehungen zur romantischen Medizin. Vor allem die Homöopathie beruft sich auf eine der stärksten Persönlichkeiten der medizinischen Romantik, auf H a h n e m a n n, dessen Lehren zum Teil unverändert der homöopathischen Heilweise zugrunde liegen. Das große Schrifttum über die Homöopathie, das in dem der Neuen deutschen Heilkunde nahestehenden Hippokratesverlag in Stuttgart erschienen ist, dann aber auch die wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Rudolf-Hefz-Krankenhaus, in welchem Vertreter der Schulmedizin unter der Führung G r o t e s mit Vertretern der Naturheilkunde unter der Führung B r a u c h l e s zusammenarbeiten, zeigen, daß es nicht allein die von der Schulmedizin so skeptisch betrachteten Lehren der Similia-Similibus-Arzneitherapie und die Lehre von der steigenden Wirksamkeit der Arzneien bei hoher Verdünnung sind, welche das Wesen der Homöopathie ausmachen, sondern die gegenüber der Schulmedizin grundlegend andere Haltung des Arztes den Patienten gegenüber. Während die Schulmedizin durch den ihr von der Sozialversicherung auferlegten Zwang, bei den Kranken möglichst nur methodisch-medizinisch nachweisbare objektive Symptome zu beachten, das Subjektive des Krankheitsbildes immer mehr vernachlässigt und dafür Ersatz in immer mehr verfeinerten und immer schwierigeren Untersuchungsmethoden suchte, gründet der Homöopath seine Therapie viel mehr auf die vom Patienten selbst geschilderten Beschwerden, also auf den subjektiven Gehalt des Krankheitsbildes. Der Homöopath ist dadurch zu einem viel umfassenderen Eingehen auf die Beschwerden seiner Patienten gezwungen, da er seine Heilweise weniger auf die Diagnose (das ist auf die Zurückführung der gesamten Beschwerden auf möglichst einen einzigen, feststehenden Krankheitsvorgang von pathologisch-physiologischer Bedeutung) gründet, als vielmehr auf die Summe der einzelnen Beschwerden und die Summe körperlicher Stigmata, deren Beachtung Schlüsse auf die Reaktionsfähigkeit und -art des Organismus zuläßt. Die homöopathische Arzneitherapie wird sowohl nach ihrer Dosis und ihrer Verdünnung durch diese Schlüsse auf Reaktionsfähigkeit und -art des Organismus bestimmt.

Diesen, als Konstitutionspathologie bezeichneten Strömungen kommt von seiten der Schulmedizin die moderne, von V e r g m a n n begründete, funktionell-pathologische Arbeitsrichtung entgegen. Das Zustandsbild und der Verlauf einer Krankheit wird unter funktionell-pathologischer Betrachtung nicht auf eine pathologisch-anatomisch nachweisbare und bekannte Organerkrankung zurückgeführt, son-

dern als Störungen einzelner Funktionen aufgefaßt, deren genaue Analyse die Therapie bestimmt. Sowohl die homöopathische Konstitutionspathologie wie die schulmedizinische Funktionelle Pathologie gehen aus von der biologischen Ganzheit des menschlichen Organismus und sehen in der Krankheit eine Störung der ganzheitlich ausgerichteten biologischen Funktionen. Für die Homöopathie geben die unmittelbare Betrachtung des menschlichen Organismus und die bis ins Einzelne erfragte Beschwerde die Richtschnur für die Behandlung, während für die Funktionelle Pathologie mehr die naturwissenschaftlich-analytische Erforschung biologischer, die Ganzheit darstellender funktioneller Systeme und deren experimentelle Beeinflussungsmöglichkeit Richtlinien für die Therapie liefern. Es zeigt sich hier, daß sowohl die schulmedizinisch nicht-gelehrten Richtungen wie die Schulmedizin den gleichen Zielen zustreben — Zielen, die als Ideen den Vertretern der romantischen Medizin des vorigen Jahrhunderts, etwa einem *Carus*, vorschwebten. Die nicht-schulmedizinischen Richtungen, vor allem die Homöopathie, zeigen diese Beziehungen reiner als die Schulmedizin, welche durch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Jahrhunderts auf der einen Seite zwar ungeheuer gefördert, auf der andern Seite in einer unmittelbaren Betrachtung des menschlichen Organismus zweifellos wesentlich gehemmt wurde. Die zwei Betrachtungsarten der Welt, die synoptische, „schauende“ des Künstlers und die analysierende, zergliedernde des Wissenschaftlers stehen sich hier scheinbar unversöhnlich gegenüber und zeigen ihre Herkunft aus dem wissenschaftlichen Materialismus einerseits und dem romantischen Idealismus anderseits. Die Auseinandersetzung beider Richtungen wird die nächste Zukunft bestimmen. Die Fähigkeiten zur Vereinigung beider Standpunkte wird in vollem Bewußtsein das Idealbild des Arztes der Zukunft charakterisieren, so wie sie meist unbewußt den wahrhaften Arzt zu allen Zeiten charakterisiert hat.

Schon jetzt zeigt sich aber, daß die Entwicklung der Medizin auf diesem Standpunkt nicht stehenbleiben wird. *Weißäcker* hat in seinem Nachruf auf *Ludolf Krehl* (Leipzig 1937) gezeigt, wo der Angelpunkt der Krise der zukünftigen Medizin liegt: nicht in einer Bereicherung der Heilmethoden durch Naturheilkunde und Homöopathie, nicht in einer Neuerweckung romantischer Weltbetrachtung und Weltanschauung, ebenso wenig wie in einer Förderung exakt naturwissenschaftlicher rationaler Methodik. Die Zukunft bringt keine neuen Lösungen, sondern neue Ziele und neue Aufgaben. „Nicht das Wissen, nein, die Krankheit selbst muß gestaltet werden. Der Kranke gestaltet sie, denn er ist eine Einheit, ja, eine Welt für sich, mit Willen begabt, dem Glauben überliefert, er ist Persönlichkeit im Guten und im Bösen. Und der Arzt gestaltet die Krankheit mit ihm, denn er ist desselben Stoffes.“ Diesen Weg gegangen und gezeigt zu haben, darin liegt die Größe *Krehls*, der, wie kein anderer „alle Schwierigkeiten und Notwendigkeiten der modernen Medizin und Wissenschaft durcharbeitet hatte, der alle Verpflichtungen des Forschens, des Wissens, der Technik übernommen hatte, der keinen Zweifel ließ, daß er sie auch künftig verteidigen würde“.

Für viele seiner Zeitgenossen war *Krehl* durch diese Wendung ein Romantiker. Wird diese Bezeichnung des tadelnden Sinnes entkleidet, den sie im Munde

des rein naturwissenschaftlich eingestellten Klinikers hat, und auf ihre wirkliche Berechtigung zurückgeführt, so taucht hinter der Grundhaltung K r e h l s und der Grundhaltung der Schüler seiner Romantik die Grundhaltung der großen romantischen Ärzte auf. Richard B e n z hat in großem Wurf die Geschichte der Romantik kürzlich als eine t o t a l e Bewegung geschildert, „die auf allen Kunst- und Geistgebieten, ja auf allen Lebensgebieten, um ihre Durchsetzung rang“ — die sich gegenüber der Zeit „illusionstloser exakter Forschung“ zwar nicht durchsetzen konnte, auch nicht auf Gebieten wie z. B. der Germanistik, die sie selbst erst eröffnet hatte, — die aber doch noch ihrer Erfüllung und ihrer Vollendung harret. L e i b h r a n d hat die romantische Medizin der heutigen Arztegeneration nahezubringen versucht. Sieht man durch die oft bizarre Technik der romantischen Ärzte, die sich auf einem nur dumpfen Ahnen ganzheitlicher biologischer Beziehungen aufbaut, hindurch und bringt man zu ihren Grundideen vor, so sieht man, daß für die großen romantischen Ärzte die Erfassung der Totalität des Menschlichen im umfassendsten Sinne Ziel und Idee bedeutete. Für sie war der Mensch — wie für die jüngere Arztegeneration von heute — nicht nur Träger biologischer Eigenschaften, sondern auch Träger ästhetischer, religiöser und kultureller Werte und als solcher, als leib-seelische Einheit, als Persönlichkeit Objekt der ärztlichen Erkenntnis und der ärztlichen Beeinflussung. So sah ihn C a r u s, so ihn K r e h l, und so wird ihn die Medizin der Zukunft wiedersehen und zu heilen versuchen. Heilen bedeutet für sie nicht mehr Beseitigung einer Störung, Entfernung eines Defektes, sondern Zurückführen zu sich selbst, Erleben des Persönlichkeitskerns, — und Krankheit nicht ein Fremdes, das beseitigt werden kann, sondern eine Krise, eine Wandlung, die löst, erlöst und durch diese Erlösung zu einer neuen geistigen Haltung und damit zu neuer Gesundheit führt.

Diese Auffassung ist in den Jahren nach dem Kriege durch die Behandlung seelischer Leiden, vor allem durch die Psycho-Therapie der Neurosen, der Medizin geläufig geworden. Die Schule E. G. J u n g s, die moderne Psycho-Therapie H e y e r s, J. H. S c h u l k, H a t t i n g s b e r g geht von dieser Grundhaltung aus. Daß diese Einstellung aber nicht nur für seelische Leiden möglich und notwendig ist, sondern auch für organische Krankheiten, dafür hat W e i s ä c k e r in seinen Studien zur Pathogenese (Leipzig 1935) Beispiele angeführt — Beispiele, die nicht allein die Pathogenese vom leib-seelischen Standpunkt aus beleuchten, sondern auch methodische Grundlagen einer Psycho-Therapie organischer Krankheiten aufweisen.

Im großen gesehen liegt das Entscheidende dieser Entwicklung darin, daß die Medizin gegenüber allen Wissenschaften besondere methodische Grundlagen beansprucht, die darauf beruhen, daß sie weder allein Heilkunst noch allein Heilkunde ist. So wie die lebendig organisierte Natur ein Bindeglied darstellt zwischen der mathematisch erfassbaren, unbelebten Natur und der nur dem geistigen Zugriff sich öffnenden Struktur der menschlichen Persönlichkeit, so ist die Medizin methodisch naturwissenschaftlich und geisteswissenschaftlich ausgerichtet. So muß die Medizin nicht nur als Naturwissenschaft, als Heilkunde erlernt, sondern auch als Geisteswissenschaft, als Heilkunst, erarbeitet werden. Vor allem aber bildet die

Medizin, unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, nicht ein Spezialgebiet der Menschenführung, das seine besonderen Gesetze hat, sondern erwächst unmittelbar aus der Menschenführung, die der Staatsmann, der mehr ist als Politiker, als seine Aufgabe ansieht. Die Krise der Medizin — damit kehrt unsere Betrachtung an ihren Ausgangspunkt zurück — ist in diesem Sinne eine Teilerscheinung der allgemeinen Kulturkrise unserer Zeit, deren Ziel es ist, nicht nur alle Künste und Wissenschaften in einer das ganze Volk umfassenden Kultur zusammenzufassen, sondern darüber hinaus den Lebensstil des Volkes und jeden Einzelnen aktiv zu gestalten — wie es die Romantik versuchte.

Naturheilkunde

In dem vorstehenden Artikel nimmt Dr. Hollmann auch Bezug auf die Arbeit von Dr. Alfred Brauchle, aus dessen Buch „Naturheilkunde in Lebensbildern“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.) wir im Novemberheft 1937 den Abschnitt über Dr. Hahnemann abdruckten. Brauchle ist der leitende Arzt der Klinik für Naturheilkunde am Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden und gehört zu den führenden Männern der Naturheilkunde. Sein Buch, das in sehr lebendigem Stil von Hippokrates, dem Vater der Heilkunst, an die genialen Naturärzte bis zu unseren Tagen behandelt, gliedert sich in die Abschnitte: I. Geschichtliche Vorläufer der Naturheilkunde und naturheilkundliche Ansätze in der wissenschaftlichen Medizin; II. Die neuzeitliche Naturheilkunde; III. Die Grenzgebiete des Naturheilverfahrens; IV. Die Medizin unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und Hundert Jahre Naturheilvereine. Aber dieses Buch gibt sehr viel mehr als eine Geschichte der Naturheilkunde, denn es ist ein Buch eindringlicher Mahnung. Es ist ein sehr anregendes und seltsam erregendes Buch, weil der Leser sich ständig unmittelbar persönlich angesprochen fühlt von einem Manne, dessen klaren und klugen Arztblick er dauernd auf sich ruhen fühlt und aus dessen Augen zu gleicher Zeit ein warmes menschliches Interesse für den Behandelten spricht. Es ist fürwahr kein Buch, das dem eingebildeten Kranken nun die Möglichkeit gibt, aus Symptomen neue Leiden an sich selbst zu entdecken, sondern es ist eine ständige und sehr ernste Mahnung zu einem vernünftigen Leben. Brauchle, der ein überzeugter Anhänger der Naturheilkunde ist, die er zum Segen ungezählter Patienten in seiner reichen Praxis anzuwenden versteht, ist in keiner Weise ein einseitiger Fanatiker. Er will, daß die Naturheilkunde die gesamte Heilkunde mit ihrem Geiste durchdringe und jedes ärztliche Sonderfach befruchte. Er ist weit davon entfernt, der wissenschaftlichen Medizin ihren Platz zu bestreiten. Er sieht „wissenschaftliche Medizin und Naturheilkunde als zwei Äste an ein und demselben Baum, als zwei Kinder ein und derselben Mutter, als zwei Söhne ein und desselben Volkes“. Sein Buch soll dazu beitragen, an einer Vereinigung und einer innigen Durchdringung beider Richtungen der Heilkunde mitzuwirken. Denn für ihn gibt es nur ein Ziel: den Kranken Menschen eine wirkliche Hilfe zu bringen, gleichviel durch welches Verfahren. Er will aber auch den Kranken erziehen, daß er sich nicht untätig in irgendwelche Heilverfahren hineinbegibt, sondern an seiner Gesundung selbsttätig und mitverantwortlich mitarbeitet. Aus dem Buche mit seinem reichen Material spricht ein kluger und berechtigter Stolz, daß gerade im deutschen Volke neben seiner so hoch entwickelten wissenschaftlichen Medizin so viele große und schöpferische Naturheilkundler gewachsen sind. Das Buch bringt eine Reihe von Bildtafeln, ausführliche Literaturangaben und ein den Gebrauch sehr erleichterndes Sach- und Namenregister. Das Werk ist ein gutes, ist ein notwendiges Buch.

R. P.

Der Kampf mit den Umwelten

Der Professor Jakob von Uexküll hat mit seiner Lehre von den Umwelten, unter denen Menschen und Tiere wie unter kleinen privaten Käseglocken über eine unbekannte, nur hypothetisch gegebene Welt durcheinanderkrabbeln, eine Menge sehr reizvoller und interessanter Probleme aufgeworfen, die ihre Bedeutung behalten, auch wenn man seine Form der Umweltlehre nicht durchaus als die einzig mögliche anzunehmen vermag. Jede folgerichtige Weltdeutung schafft Ordnungen, von denen aus die Dinge und Einrichtungen des Lebens wenigstens etwas von ihrem Geheimnis verraten und Perspektiven eröffnen, wie man sie bis dahin nicht bekommen hat.

Die biologisch begründeten Umwelten Uexkülls haben ihren ersten Reiz darin, daß sie nicht, wie andere erkenntnistheoretisch begrenzte Welten, feste, sondern gewissermaßen dehnbare Grenzen haben. Der Schleier seiner Maja ist vom Winde der gesteigerten Erkenntnis leicht zu bewegen: Erfahrung und Denken, Wissen und Forschen erweitern die Umwelt des einen weit über die Schranken hinaus, die den andern umgeben: der Mensch ist gewissermaßen Herr der kleinen Raumhalbkugel über sich, mit der er immer Neues verwirklichend über die hypothetisch gegebene Erde und durch das große Reich des geistigen Daseins zieht. Er kann sie nach seinem Maß möblieren und einrichten, kann sie enge und weit, eintönig und bunt, klug oder weniger klug gestalten, je nachdem er die schöpferischen Gaben und Möglichkeiten nützt, die ihm für diese Zwecke zur Verfügung stehen.

Einer der Hauptpunkte der Lehre des Barons Uexküll ist die Unvereinbarkeit und Fremdheit der einzelnen Umwelten untereinander. Die, in der ich sitze, sieht völlig anders aus als die meines Gegenübers: in meiner ist mein Partner, in seiner bin ich als Bild — kein Bemühen bringt je seine und meine Welt zur Deckung, zur Gemeinsamkeit. Ja, es ist genau genommen nicht einmal möglich, aus der einen in die andere unmißverständliche Mitteilungen gelangen zu lassen: die Objekte der Realität in der einen decken sich nicht mit den gleichen Objekten in der anderen; die Wege herüber und hinüber sind Illusionen. Die alte Problematik aller idealistischen Philosophien von Plato bis Kant hebt auch hier wieder ihr Haupt, biologisch naturwissenschaftlich gewandelt, aber mit den gleichen Ergebnissen.

Macht man sich diesen Standpunkt mit allen Konsequenzen zu eigen, so ist man, wie in jeder streng idealistischen Haltung, zuletzt unangreifbar, selbst wenn man auf den Solipsismus noch verzichtet. Da diese Unangreifbarkeit indessen im wesentlichen ein theoretisches Vergnügen ist, das durch die rohe Praxis jeder solennen körperlichen Anrempelung ohne weiteres aufgehoben wird (falls man die blauen Flecke nicht nachher wieder fanatisch als Ergebnis der eigenen Umwelt deuten und bejahren will), ist es vielleicht fruchtbarer, einmal zu überlegen, inwie-

weil es vielleicht doch Mittel der Mitteilung aus einer Umwelt in die andere gibt, und ob nicht vielleicht bereits Einrichtungen vorhanden sind, mittels deren Brücken von Umwelt zu Umwelt geschlagen werden, verbindliches Einsichtsmaterial aus der einen in die andere geschafft wird.

Sobald man der Frage etwas näher tritt, sieht man, daß ein solches Mittel der Mitteilung in der Tat vorhanden ist — und zwar in der Kunst, vor allem in der Malerei. Man könnte sagen, seit die Kunst einen Teil ihrer kultisch-religiösen Funktionen verloren und dafür mehr oder weniger vom Individuum her bedingte übernommen hat, beruht ein gut Teil ihrer Bedeutsamkeit jenseits des Ästhetischen darauf, daß ihre Ergebnisse Einblicke in eine fremde Umwelt ermöglichen, wie sie auf andere Weise nicht gewonnen werden können. Die Bilder der Maler, Landschaften, Stilleben, selbst Porträts, zeigen, wie das Land, Blumen, Früchte, Menschen in der Welt der mit malerischem Blick, malerischem Talent Begabten gesehen werden. Die nicht malerisch begabten Betrachter bekommen von den Werken der Kunst aus eine Vorstellung, wie farbig, wie leuchtend, wie reich die Welt dieser besonderen Wesen sein kann: für Augenblicke vermögen sie hier die Grenzen und Schranken ihrer Welt zu durchbrechen und mit den Augen eines Malers zu sehen. Der alte Goethe hat in Dichtung und Wahrheit diesen Vorgang des Eingehens in eine fremde Umwelt sehr genau beschrieben an der Stelle, an der er von seinem Besuch in der Dresdner Galerie berichtet und wie er hinterher die Welt mit den Augen der holländischen Kleinmeister gesehen habe. Er übernahm das Schema der fremden Umwelt sogar noch in die Welt abseits der Bilder hinein.

Mißtrauischen mag ein konkretes Beispiel zeigen, daß es hier um reale seelische Vorgänge, nicht um Hypothesen oder besondere Fälle geht. Man denke sich das Beispiel eines farbenblinden Malers, etwa des kürzlich gestorbenen Zeichners Paul Holz. Der Umwelt dieses Malers fehlt der Unterschied zwischen Rot und Grün: sobald er malt, entstehen somit entweder Verwechslungen der beiden Farben, oder er verwendet das mehr oder weniger farblose Gemisch aus beiden für grüne Bäume und rote Dächer in gleicher Weise. In jedem Fall entsteht ein Bild aus einer Umwelt heraus, von der sich der gewöhnliche, nicht farbenblinde Betrachter ohne diese Darstellung überhaupt keine Vorstellung machen kann. Von hier aus ist dann nur noch ein Schritt in die Welt der gesteigerten Farbensensibilität, wie sie die Maler mehr oder weniger besitzen, und wie sie naturgemäß ihrer Umwelt das gesteigerte farbige Leben gibt. Der pathologische Fall gibt nur den leichteren Vorstellungsübergang.

Die säkularisierte Kunst der modernen Zeit hat von hier aus ein gut Teil der überpersönlichen Bedeutsamkeit bezogen, die sie sich noch zu erhalten vermochte. Zugleich aber erwuchs naturgemäß aus der gleichen Wurzel ein gut Teil des Mißtrauens, das gerade die moderne Kunst immer wieder getroffen hat. In diesen individualisierten Zeiten stand jeder Maler allein der geschlossenen Majorität des Publikums gegenüber: er sollte mit seinen Bildern ganz allein die Leute von der Schönheit und Herrlichkeit — und von der Wirklichkeit seiner Umwelt überzeugen. Dieses letzte aber war das Schwerste: sie glaubten ihm nicht. Sie

bestritten ihm, etwa von der impressionistischen Zeit an, seine Farben; sie waren skeptisch dagegen, daß es in seiner Umwelt solche Farben geben könnte. Die Farbigeit ihrer Umwelt war erheblich blasser, viel weniger aktiv, viel weniger zum Malen aufreizend: wieso sollte gerade der Mann da solch eine bunte Welt für sich besitzen? Umwelt ist Umwelt — der andere, obwohl er malerische Begabung und Maleraugen besitzt, hat sicher auch keine andere als alle (deren Umwelten hier stillschweigend als gleich vorausgesetzt werden): also sind seine angeblichen Mitteilungen aus seiner Welt Schwindel. Als man Kaiser Wilhelm II., der ein erbitterter Gegner der damals modernen Malerei war, die ersten farbigen Landschaftsphotographien mit ihren leuchtenden Farben noch in den Schatten zeigte, wurde er sehr nachdenklich und sprach das verwunderte Wort: „Sollten die Kerls (die modernen Maler) am Ende doch recht haben?“

Um Mißverständnissen vorzubeugen: natürlich besteht die Möglichkeit, daß Malerei nicht immer nur Darstellung einer Umweltwirklichkeit ist, sondern auch Vision von Umweltsmöglichkeiten, daß sie nicht nur von Malerwelten berichtet, sondern Umwelten schaffen hilft. Das aber hat mit den Anfangsproblemen nichts zu tun und führt aus den Umweltfragen hinüber ins Gebiet der Kunstfragen, die uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren. Hier handelt es sich lediglich um die Umwelten und um das Problem der Brücken aus der einen in die andere. Eine solche Brücke stellt zweifellos die Malerei dar — eine Brücke freilich, über die die meisten nur mit einem sehr unbehaglichen und unsicheren Gefühl gehen, weil sie keinerlei Kontrolle zu besitzen fürchten. Auf dieser Unsicherheit und dem Mißtrauen, das sich aus ihr ergibt, ist der Erfolg einer Erfindung gewachsen, die von vorneherein so sachlich auftrat, daß jeder Glaube an eine besondere persönliche Umwelt ausfiel: der Erfolg der Photographie. Die Malerei schlug mühsam eine Brücke von Umwelt zu Umwelt: die Photographie sprengte die Grenzen zwischen den Umwelten und schuf in ihren Erzeugnissen die Beweise für die Allgemeingültigkeit der Welt. Sie schuf recht eigentlich erst die Welt: erst mit ihr hörte die Unterschiedlichkeit des Sehens und Darstellens auf, begann die Einheitlichkeit. Von der gleichen Stelle aus aufgenommen präsentierten sich die Landschaft, der Dom, das Haus immer gleich, mochten nun Herr Müller oder Herr Meyer mit ihrem Apparat gearbeitet haben (wofern nur die Ergebnisse der Arbeit technisch einwandfrei waren). Die Technik, in der Form der Photographie, schafft nicht Brücken, sondern erweist ihre Überflüssigkeit: sie gilt in jeder Umwelt gleich und hebt damit die früher vermuteten Ungleichheiten automatisch auf. Sie schafft die Einheitsumwelt, aus der sich dann ganz von selbst fast zwangsläufig die Vorstellung der einheitlichen Welt beinahe beweisbar ergibt. Die individuell differenzierten Umwelten der Kunstzeit sind damit aufgehoben.

Es ist sehr eigen, daß die Photographie, die diese Vereinheitlichung leistete, wenig später aus sich heraus eine neue Kunst entwickelte, die in gleicher Weise die Illusion einer Einheitswelt gibt — den Film. Stärker als irgendeine andere Kunst gibt er das bleibend Gleiche: um fünf, um sieben, um neun, in Halberstadt, in Halle, in Deuthen, in Berlin zeigt er genau die gleiche Idealwelt,

genau die gleichen künstlerischen Qualitäten (vorausgesetzt, daß nur die technischen Bedingungen gleich sind). Das Theater, auch das beste, schwankt, bietet heute eine stärkere, morgen zufallsbedingt eine schwächere Leistung, schafft in den Zuschauern verschiedene Umwelten mit verschiedenen Vorstellungen von der Vorstellung: der Film schafft, indem er überall und zu jeder Zeit das Gleiche bringt, Gleiches. Er bietet überdies viel stärker als das Theater jedem Zuschauer das Erlebnis der gleichen Umwelt seiner Handlung: das Milieu im Bild auf der Leinwand wirkt auf fast allen Plätzen gleich, während die Szenerie des Theaters dem Gast im Parkett ein völlig anderes Bild bietet als dem im dritten Rang.

Die Technik ist das Verbindende, das Gleichheit Schaffende, Umwelten Angleichende. Was die Kunst nicht vermochte, vermag sie, Annäherung, Angleichung zu schaffen, Unterschiede aufzuheben. Die Photographie, der Film, ist nur ein Beispiel: das Radio, das Grammophon wirken im gleichen Sinne. Das Radio trägt in jede Umwelt dasselbe — genau so wie die Photographie aus jeder Umwelt heraus das Gleiche bringt. Der angewandte Geist der Technik wirkt im Kleinen in der gleichen Richtung wie der freie Geist der Erkenntnis, der Wissenschaft im Großen. Das, was wir Kosmos nennen, ist doch zuletzt, von gleichen oder ungleichen Umwelten aus gesehen, die gemeinsame Ausdeutung des fargen gegenständlichen Inhalts all dieser Umwelten von der Grundlage einer allgemein, d. h. alle verpflichtenden Geistigkeit. Der eine sieht viele, der andere, kurzfristig, wenig Sterne in seiner Umwelt: vom kosmischen Denken des Kopernikus bis zu den heutigen Betrachtungsweisen des Unendlichen weitet sich über beiden, um beide das gleiche Vorstellungsbild im Irrealen der selbstgeschaffenen Umwelt. Was die Technik der Photographie, des Radios im Kleinen und Primitiven, schafft der Geist im Großen — die eine allgemeine unendliche Umwelt, die Aufgabe, wenn auch nicht Möglichkeit jedes Einzelnen ist. Zuletzt ist alles Versuch der Verbindung, oben wie unten, im Großen wie im Kleinen — weil ja zuletzt auch die Umwelten eine gemeinsame Welt brauchen, um in ihr Platz zu finden.

Die Formierung der Reaktion in Frankreich 1789–1815

„Wie neun Zehntel aller Franzosen hielt auch er [Napoleon] die Republik für ein ideologisches Gebilde, das, kaum in Erscheinung getreten, durch die Schrecken des Terrors und die Schmach des Direktoriums kompromittiert war.“

Louis Madelin.

Gemeinhin geht auf Grund der großen Irrtümer der ersten Revolutionsgeschichte die Ansicht historischer Laien dahin, daß das französische Volk, des drückenden Despotismus müde, nur danach getrachtet habe, in der Revolution ihn im Namen der Freiheit zu stürzen, daß die Nation sich 1789 fast einmütig gegen die bestehende Verfassung und die politische und soziale Ordnung empört und Sturm gelaufen habe. Diese Ansicht fand durchaus willige Hörer, weil sie sowohl den begeisterten Anhängern der Revolution von 1789 wie auch ihren Gegnern entgegenkam. Es hat sorgfältiger und langfristiger Arbeit der Forschung bedurft, um hier der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Jetzt hat der Professor an der Sorbonne, Louis Madelin, Mitglied der Académie Française, in seinem großen Werke „La Contrerévolution sous la Révolution 1789–1815“ unter Zerstörung der Revolutionslegende die historische Wahrheit mit letzter Endgültigkeit festgelegt*. Wir folgen in großen Zügen den Gedankengängen des bedeutenden und geistvollen französischen Gelehrten.

Eine der Ideen der Revolution, die der Gleichheit, hat freilich faszinierend auf das gesamte französische Volk gewirkt, da der Sinn für Gleichheit jedem Franzosen im Blute liegt. Aber über ihre Verwirklichung hinaus wollte das französische Volk nichts. Es wollte vor allen Dingen nicht das Königtum beseitigen, an dem es im Gegenteil in unerschütterlicher Liebe festhielt, die noch dadurch anstieg, daß man die Tat des Königs, die Generalstände einzuberufen unter gleichzeitiger Verdoppelung des Dritten Standes, als eine neue Bestätigung der Größe und Weisheit des Bourbonenhauses ansah, das immer für das Volk und gestützt auf das Volk die Feudalherren zurückgedrängt hatte. Die Volkstümmlichkeit des Königs kannte damals keine Grenzen. Noch im April 1793, acht Monate nach dem Sturz des Thrones und vier Monate nach der Hinrichtung des Königs, gab es nach dem Bericht eines ausländischen Beobachters sogar im Konvent eine royalistische Mehrheit, die freilich nicht wagte, bei der drohenden Todesgefahr für ihre Überzeugung einzutreten. Daher auch die Angst der Revolutionäre wäh-

* Die deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel „Royalismus und Revolution“ im Verlage Benno Schwabe & Co., Basel.

rend des Prozesses, die in St. Justs Rede ihren klaren Ausdruck fand: „Der Appell an das Volk bedeutet notwendig die Zurückrufung der Monarchie.“ Die Revolution ist niemals vom ganzen Volke getragen worden. Nachdem die Gleichheit durch die Aufhebung der Feudalrechte erreicht war, hatte das Volk keine innere Verbindung mit den Revolutionsmachern mehr. Auch die Käufer der enteigneten Güter, die doch ihre neue Existenz der Revolution verdankten, fühlten sich durch antikapitalistische und kommunistische Tendenzen bedroht. Die Schreckensherrschaft hatte nach einem Wort Louis Blancs „der Revolution das Genick gebrochen“. Es kam hinzu, daß die Träger der Revolution in den Augen des Volkes die Achtung vor der Revolution vernichtet hatten. Im Gefühl des Volkes war die Fortführung der Revolution zu einem Mittel geworden, die Interessenten zu bereichern, aber auf einen durch die Revolution reich Gewordenen kamen tausend neue Arme. Die Revolution besaß keinerlei Achtung und Ansehen mehr in den Augen derjenigen, die das Regime aus nächster Nähe kannten. Zu viele ihrer Träger hatte sie bereichert, und vor den Augen des Volkes rollte das Schauspiel einer Oligarchie emporgekommener Politiker und glücklicher Spekulanten ab, die sich einnisteten und die Kräfte lähmten, weil ihr Verhalten den früheren Glauben verhöhnte. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hatten dazu führen sollen, daß das „freie und edle Volk“ der Franzosen allen Völkern der Erde seine Arme öffnete. Aber was war von den großen Worten geblieben, mit denen man ein ganzes Volk berauscht hatte? Niemals hatte ein Volk ein härteres und grausameres Joch getragen als das französische Volk der Revolution, die Gesetze des Terrors und die Gefängnisse sprachen ein zu deutliches Wort. Statt der Gleichheit sah man überall bei den Revolutionsmännern öffentlich zur Schau gestellten Prunk auf Grund verbrecherischer, aus Blut und Schmach zusammengegerasteter Reichtümer und ein Regiment von Königsmördern, die den Staat diktatorisch und absolut beherrschten, ihn für sich ausbeuteten und einen Aufwand trieben in Schlössern und Palästen mit orgienhaften Belustigungen, die alle Ausschweifungen der Monarchie weit übertrafen. Das Volk sah in diesem Verhalten seiner Machthaber einen dreisten Hohn auf das Prinzip, das ihnen zum Aufstieg verholfen hatte. Und die Brüderlichkeit hatte sich in den Massenmorden von 1792, 1793 und 1794, in den Ächtungen des Direktoriums und der Deportierung der besten französischen Bürger zu deutlich geäußert. Die Republik, vom Lande ohne jeden Enthusiasmus aufgenommen, war keine Realität geworden, die Revolution war nicht für, sondern gegen das Volk gemacht, sie war ein Wort ohne Inhalt. Hinzu kam, daß die religiöse Verfolgung mit einer Schärfe eingesezt hatte, die unüberbietbar war. Nachdem die Revolution einmal den Weg der religiösen Verfolgung beschritten hatte, war sie in dieser Richtung nicht mehr aufzuhalten und beging damit einen ihrer schwersten Fehler, an dem sie eines Tages zugrunde gehen sollte. Die religiöse Unduldsamkeit vor allem derer, die „die Katholiken durch Erschießen aufklären wollten“, war nach den Äußerungen der einsichtigsten Kenner der unfreiwillige und beste Bundesgenosse der Gegenrevolution.

Die Jugend — im Anfang fast ganz revolutionär — hatte sich schon in kürzester Frist wegen des Versagens der Revolutionsführer von ihr abgewandt. Sie hatte die großen Führer, denen sie zuerst gefolgt war, als gemeine Nutznießer der großen Ideen und skrupellose Machtgierige erkannt. Sie war noch stärker als die Masse des Bürgertums durch die Untaten abgestoßen und empört und wollte anderen Männern als den politischen Demagogen jubeln. Ihr natürlicher Sinn für wahre Freiheit steigerte sich durch den furchtbaren Druck, der auf dem Volke lastete, und das jeder Jugend eingeborene Gefühl für Gerechtigkeit lehnte sich gegen das Blutregiment auf in leidenschaftlichem Zorn. Denn nicht nur die jungen Aristokraten, auch die Söhne des Bürgertums und des kleinen Volkes sahen die Köpfe ihrer Angehörigen unter der Guillotine fallen. Diese jungen Leute, die ohne Glauben auferzogen waren, blieben gerade darum den Zauberkünsten der Logik und Kritik erst recht verschlossen, denn die Vernunft, die ja niemals eine sittliche Idee, sondern im besten Falle eine praktische Methode ist, konnte gegen Gott auf die Länge sich nicht behaupten. Die Jugend verlangte, daß man sie glauben lehre, da Jugend anbeten will. Sie folgte daher neuen Führern, sobald sie zum Angriff bliesen.

Die stärkste Stütze der Revolution war die Armee, Führer wie Soldaten. Sie alle waren mit glühender Liebe zur Revolution, in fanatischem Patriotismus und Haß gegen die Despoten ins Feld gezogen. Sie waren zu weit entfernt vom Sitz der Regierung und ohne ausreichende Unterrihtung, als daß sie die Minderwertigkeit der Machthaber richtig erkannt und in dem Blutterror etwas anderes hätten sehen können als das grausame, aber unvermeidliche Mittel, den Verrat im Rücken des kämpfenden Heeres zu ersticken. Sie waren die einzigen überzeugten Republikaner. Sie glaubten an Robespierre, dessen Sturz man ihnen nur durch die Lüge schmachhaft machen konnte, daß er durch eine Heirat mit der Tochter Capets sich zum König habe machen wollen. Sie mußten von einer Gegenrevolution fürchten, daß sie um jeden Preis Frieden schließen und sie um die Früchte ihrer Siege und um ihre glänzende gloire pressen würde.

Trotzdem bleibt vorerst die Tatsache unerklärt, daß bei der allgemeinen Ablehnung der Revolution und ihrer Träger eine wirkliche Gegenbewegung nicht entstehen konnte. Vom Mai 1789 bis Juli 1794 war die Revolution nur auf geringen Widerstand gestoßen. Von 1794—1799 war ihr Tempo zu rasch, als daß eine Reaktion, die unmittelbar nach dem blutigen Thermidor drohte, sich hätte bilden können. Nach der Hinrichtung des Königs und dem Verschwinden der royalistischen Partei war zwar trotz des wachsenden Terrors nicht nur ein Aufbäumen gegen die Schreckensherrschaft, sondern ein echter Royalismus festzustellen, dessen Anhänger zwar unfehlbar dem Tode ausgeliefert waren, der aber trotzdem im ganzen Volke um sich griff. Und doch kann man nicht von einer wirklichen Reaktion sprechen in diesen Jahren. Daran waren außer der allgemein gültigen Tatsache, daß ein Volk lange Zeit braucht, um aus Erkenntnis und Gefühlen, selbst denen des Abscheus und Hasses, einen Willen zur Abwehr zu bilden, zumal wenn blutiger Terror herrscht, die grenzenlose Torheit und Kurz-

sichtigkeit der Emigranten und der Bourbonen Schuld. Anstatt geschaffene Tatsachen in ihrer geschichtlichen Unabänderlichkeit anzuerkennen und sie an der richtigen Stelle in die eigne Rechnung einzusetzen, überwogen Ressentiment und Rachsucht, und man wollte das Rad der Geschichte zurückdrehen. Durch die Drohungen einer restitutio in integrum und lauten Ankündigungen von härtesten Vergeltungsmaßnahmen trieb man alle Nutznießer der Gleichheit — und das war außer den Pächtern der Feudal- und Kirchengüter ungefähr das ganze Volk der Steuerzahler — die in ihrem Gefühl längst scharf gegen die Revolution standen, ins Lager der Revolutionäre gewaltsam zurück. Dadurch stärkte man die Revolution ebensosehr wie durch die Verletzung des Nationalgefühls, weil man die fremden Heere ins Land gerufen hatte. Die engste Verpflichtung der Armee an die revolutionären Machthaber war die unausweichliche Folge solchen Verhaltens. Das Aufflammen des Patriotismus verwandelte die revolutionäre Bewegung in eine nationale Erhebung. Die übertriebene Angst und der nur vom Eigennutz diktierte Widerstand der Revolutionäre wurden durch die Verblendung der Emigranten zu aktiven Kräften der Abwehr. Anstatt die Herzen der vielen, die guten Willens waren, durch ein Denken aus ihrem Fühlen heraus für die Sache der Ordnung und des Rechts zu gewinnen, bedrohte man gerade ihre Sehnsucht nach Sicherheit und Ruhe durch die angekündigte Rache — und nichts als Rache — und der damit notwendigerweise verbundenen neuen Unordnung und Unsicherheit. Denn man gefährdete nicht nur alle Revolutionäre, sondern auch alle die vom Volksgefühl bejahen Errungenschaften der Revolution, so daß man auch alle die kleinen Leute, die innerlich längst mit der Revolution gebrochen hatten, aber an dem Glück der Gleichheit festhielten, zur Revolution zurückzwang. Man wollte zwar vom Konvent und den verhassten und verabscheuten Königsmördern erlöst werden, aber nicht unter die Herrschaft der Emigranten fallen. Die Emigration war der beste Helfer für die Konsolidierung der Revolution — und für Napoleon.

Er wußte sowohl die Revolution wie die Reaktion vor seinen Wagen zu spannen. Die Reaktion wurde in dem Augenblick zu einer wirklichen Macht, die auch den Kaiser zu benutzen verstand, als sie begriff, daß die Vorbedingung für jede politische Tat die geistige Vorbereitung ist.

Madelins Buch wirft helles Licht auf die geistigen Träger der Gegenrevolution wie Fontanes, de la Harpe, Chateaubriand, Geoffroy, Lacretelle, Byrin, Siévé u. a., unter denen Louis de Fontanes ganz besondere Beachtung verdient. Es ist das große Verdienst Madelins, den verwickelten Vorgang in seinem Buche mit der eleganten Klarheit des großen Stilisten und der exakten Fundierung des Historikers dargestellt zu haben, wie und nach welchen Gesetzen sich die Formierung der Reaktion allmählich vollzogen hat, welche Rolle sie bei der Erhebung Napoleons und unter seiner Herrschaft spielte und durch welche Mittel sie endlich den vollen Sieg erreichte.

Im Jahre VIII hatte die Revolution durch ihre Untaten und die Minderwertigkeit ihrer Führer nach und nach alle Klassen des Volkes betrogen, ab-

gestoßen, empört und sich zu Feinden gemacht. Die Republik war verhaßt, weil sie von Anfang an nur als Terror zu spüren war, der in allen Schichten Tausende von Opfern gefordert hatte. Die Unfähigkeit der Regierenden hatte Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend bewirkt. Die Ablehnung der Revolution und der Republik war eine allgemeine. Die Revolutionäre selbst waren so unsicher, daß sie durchweg bei der Reaktion Rückversicherungen eingingen, indem sie Zeugen für gelegentliche Amandlungen von Menschlichkeit beibrachten oder sich jedes Einzelnen, den sie hatten laufen lassen, rühmten. Trévilly schreibt: „Sie baten sich die Bestätigung ihrer Milde und Menschlichkeit aus. Wir gaben jedem diese Bescheinigung, um das Wort des Herrn G. nicht Lügen zu strafen, daß es keinen Royalisten gäbe, der nicht seinen Jakobiner unter seinem Mantel verberge.“ Die Helden der Tribüne und die Phrasendrescher der Revolutionspresse hatten das Volk durch das glänzendste und wunderlichste Zukunftsbild, das sie ihm vorgekauften, auf das fürchterlichste getäuscht. Jetzt brachte die graue Wirklichkeit die Ernüchterung, und auf dem riesigen Trümmerfeld erhob sich die Wut gegen die Betrüger.

Und doch blieb das Gefühl zwiespältig. Meisterhaft schildert Madelin den damaligen Zustand: „Frankreich klammerte sich in seiner Mehrheit, so scheint es wenigstens, an einige wesentliche Grundsätze und Errungenschaften der Revolution; allein schon der Gedanke, daß man von ihnen abrücken könne, ließ es erzittern. Trotzdem verachtete es gleichzeitig die meisten Urheber und Repräsentanten dieser Revolution. In einem seltsamen, doch vorerst noch erklärlichen Widerspruch konnte es sich leidenschaftlich für die meisten Ideen von 1789 begeistern und ebenso über ihre oft verhängnisvollen Auswirkungen erschrecken. Durch materielle und ideelle Wünsche noch immer mit ihr verbunden, hatte es längst schon das Vertrauen verloren, die Revolution könne diese Interessen von der ständigen Unsicherheit und Bedrohung befreien. Es wollte sich seine stolzen Eroberungen jenseits der Grenzen in einem endgültigen Frieden einverleiben, in den Europa ohne Selbstaufgabe niemals einwilligen konnte. Es wollte die Ordnung, ohne sich von all der Unordnung trennen zu können, die zum Ruin geführt hatte, es wollte die Autorität und prangerte dennoch den Despotismus an, es wollte die Ausöhnung aller Bürger, ohne daß auch nur ein einziger auf seinen persönlichen Groll oder gar auf seine Rache verzichtet hätte. Es war von der Republik angeekelt, ohne darum das Königtum wieder herbeizuwünschen, und von dem Wahlssystem, ohne darum die Souveränität des Volkes aufgeben zu wollen.“

Der Weg für Napoleon war frei. Nur er konnte die widersprechenden Wünsche der ziel- und ratlosen Nation klären und erfüllen. Ihm steckten Ordnung und Autorität im Blute, sein klarer Wirklichkeitsinn hatte ihn vor den Schwärmereien von 1789 wie vor der Willigung der Greuel von 1792 bewahrt. Diese Klarheit begründete auch seine Abneigung gegen das Parteiwesen und gab ihm die Worte ein: „Für eine Partei regieren, heißt, sich früher oder später in ihre Abhängigkeit begeben. Man wird mich nicht dafür gewinnen. Ich bin national.“ Und weiter: „Mißtrauen Sie jedem, der wahre Vaterlandsliebe ausschließlich seiner eignen Anhängerschaft zuerkennt.“ Er haßte jede

Unordnung. Er mißtraute dem Grundsatz der Freiheit, weil mit ihr ein verlogener Kult getrieben war. Das Prinzip der Freiheit verleugnete er, das der Gleichheit hielt er aufrecht. Und damit hatte er die Nation für sich! Die Reaktion trat auf seine Seite, denn Bonaparte „hat nicht die Bourbonen, sondern nur die Anarchie entthront“. Sie hatte erkannt — gerade wegen des kläglichen Versagens der Bourbonen, vor allem des Grafen von Artois — daß eine Revolution nur dann abgeschlossen werden kann, wenn eine neue Ordnung, die die gesunden Errungenschaften der Revolution sichert, die Geschichte geworden sind, ausgerichtet ist, der sich alle ohne Selbstaufgabe einfügen können. Diese Ordnung konnte nur Bonaparte bringen. So lag die Festigung seiner Herrschaft auch im Interesse der Royalisten. Der Kampf ging nicht mehr zunächst für die Rückkehr der Bourbonen, sondern für die Ordnung gegenüber dem Chaos von Gewalt, Unrecht, Atheismus und Schmutz. Nachdem die Gleichheit, die durch Napoleon nie gefährdet war, gesichert ist, tritt die Masse der durch die Revolution zu Besitz gelangten, die Pächter der enteigneten Güter, als ein starkes, konservatives Element hinter die neue Ordnung. Hinter sie tritt die Kirche, die im Konkordat ihrerseits einen Strich unter unerfüllte Wünsche zieht. Die durch die Revolution hart und blutig verfolgte Kirche hatte bald ihren Einfluß im Volke vertieft. Die Geistlichkeit hatte in ihrer Mehrzahl den Eid auf die Revolution verweigert; die ihn geleistet hatten unter schwerem Druck, fanden bald zur Rechtgläubigkeit zurück. Das Volk in seiner Mehrzahl verdamnte die Verfolgung des Glaubens. Die Blindheit der Revolutionäre trieb die Kirche in die Gegenrevolution. Sie nahm den Kampf gegen die antichristliche Tyrannei auf. Die Christlichen — nicht nur die katholischen — Kreise wurden die Mannschaft des Kreuzzuges, den die geistigen Führer der Reaktion leidenschaftlich und wirkungsvoll predigten. Die Gläubigen wollten Vergeltung für die grausame Unterdrückung und schimpfliche Verhöhnung ihres Heiligsten. Nach der Trennung von Kirche und Staat konnten sie sich ermächtigt fühlen, ihren Kult frei auszuüben, und schlossen sich gegen alles zusammen, was die Revolution, die sie für Teufelswerk erklärten, seit 1790 geschaffen hatte.

Sie wurden die Soldaten der Reaktion wie die Jugend, die beim ersten Angriff dem Gegner der Revolution sekundierte. Denn sie kannte kein Verzeihen und gewährte niemandem mildernde Umstände in der Unerbittlichkeit ihrer Jahre. Es war keineswegs allein die Jugend der Aristokratie, die zum Kampf antrat: sie machte nicht mehr als ein Drittel aus. Die anderen zwei Drittel stellte die Jungmannschaft der „kleinen Leute“, die in der Ausübung der Blutrache für ihre hingemordeten Angehörigen sich leidenschaftlicher und fanatischer zeigte als die jungen Adligen. Sie war es, die bald die Straße beherrschte und trotz Verfolgung und Unterdrückung bis zur Errichtung der Herrschaft Napoleons behielt. Das Land stand hinter diesen Kräften. Unbeirrt ging es der Reaktion entgegen. Es wollte den Wiederaufbau auf legalem Wege, wenn nicht durch die Monarchie, so wenigstens durch eine Regierung, die es von der verhassten Zwangsherrschaft befreite.

Als dann 1804 die Agenten des Königs die Ermordung Bonapartes betrie-

ben, gefaßt und entlarvt wurden, wandte die Armee sich von Moreau ab und ließ durch eine Denkschrift den Ersten Konsul auffordern, sich zum Kaiser auszurufen zu lassen. Damit war das letzte und gefährlichste Hindernis beseitigt. Die Errichtung des Thrones, zu der jetzt die Armee den Anstoß gab, war von langer Hand durch die Gegenrevolution vorbereitet worden. Ohne die Konzentrierung der geistigen Führung wären die Dinge nicht gediehen. Sie wollte unter einem aus der Revolution hervorgegangenen Monarchen die Gegenrevolution vollenden. Denn die Wiederaufrichtung des Thrones und sein Ansehen müßten das Wiederaufleben der monarchischen Formen bewirken, und so würde ein neuer Geist das aus der Revolution geborene Regime Schritt für Schritt von seinem Ursprung entfernen und ihm eine andere Richtung geben.

Die Revolution hatte zwischen sich und dem Volke durch ihre Tyrannei, ihren Terror, durch den Kampf gegen die Religion, durch die Bedrohung des Besitzes, durch die ständige Gefährdung der Sicherheit und den Eigennutz ihrer Führer eine Lücke gelassen. In diese trat, da nach den Gesetzen jeden politischen Lebens Lücken schnell gefüllt werden, die Reaktion. Das wäre auch geschehen, wenn sie nicht die geistig bedeutenden Führer gehabt hätte, über die sie verfügte, nach den Grundgesetzen des menschlichen Seins, die niemand ungestraft lassen, der gegen sie verstößt.

Der führende Kopf der Reaktion war Louis de Fontanes, noch 1789 ein Schüler Voltaires, den die Revolution zum Christen machte. Er, gewohnt, vom Geistigen her alles Geschehen zu deuten, gewann die Überzeugung, daß in dem Verfall des Geistes, für den die Enzyklopädisten die Schuld traf, die Ursache der politischen und sozialen Verwirrungen zu suchen sei, die erst die Revolution ermöglichten. Er bezog eine geistig-strategische Stellung, weil nur von ihr aus der Kampf gegen den Ungeist mit Erfolg aufgenommen werden konnte. Er war Royalist aus Überzeugung, aber da er an die Rückkehr der Allerchristlichsten Majestät in absehbarer Zeit nicht glauben konnte, entschied er sich für die Diktatur, um die Wiederherstellung der Ordnung zu beschleunigen. Deshalb suchte er in einer ungewöhnlich hellichtigen Klarheit alle Kräfte der Ordnung und Autorität hinter den Diktator zu bringen. Dazu erschien die Wiederherstellung der religiösen Autorität aber als vordringlichste Aufgabe. Das sah auch Napoleon, der durch die Wiederherstellung der alten Kirche sich die Katholiken verpflichten wollte. Fontanes unterstützte ihn, weil er in ihm den einzigen Mann sah, der die vollständige Wiederherstellung der Ordnung, und damit der Kirche und ihrer Gesellschaftslehre, gewährleisten konnte. Das Volk war für die Kirche, der Widerstand saß im Institut, das die Freidenker beherrschten. Er war nicht zu unterschätzen, aber die vorhandene Gegenbewegung, die die Philosophie des 18. Jahrhunderts ablehnte, weil sie die Seele tötete und den Verstand täusche, bedurfte nur der Führung. Fontanes fand die besten Helfer: François de la Harpe, einen Konvertit der Philosophie zur Religion mit dem Fanatismus des Bekehrten, den angesehenen Kritiker Louis Geoffroy und — Chateaubriand, der der Jugend, die nicht ihr Genüge an der kalten Klarheit Geoffroys fand, das gab, was sie ersehnte: eine dichterische Deutung des alten Glaubens, in seinem „Génie du Christianisme“. Durch ihn

wurde die Religion erneut ein Gegenstand höchster Verehrung in den jungen Herzen. In den Kirchen drängte sich die Menge der Gläubigen; die Wiederauf-
erstehung des Glaubens bewirkten einige große Geister, die damit den Grund für
den nationalen Wiederaufbau eines ganzen Volkes legten. „An diesem Tage“ —
als Chateaubriands „Génie du Christianisme“ erschien — „hat in Paris nicht
eine einzige Frau geschlafen. Man riß sich das Buch aus den Händen oder stahl
es sich“, schrieb Madame Hamelin. Der revolutionäre Geist hatte eine Schlacht
verloren.

Im Januar 1804 wurde Fontanes zum Präsidenten der Gesetzgebenden Kör-
perschaft ernannt. Wie er vorausgesehen hatte, wurde die Kirche die festeste
Stütze der neuen Monarchie, und die Geistlichkeit übernahm eine der bedeutend-
sten Rollen in der Gegenrevolution. Der Kaiser selber unterstützte den Glauben,
wo er konnte: „Der Atheismus ist der Zerstörer jeder Moral, wenn nicht beim
Einzelnen, so doch bei den Völkern.“ Fontanes, der auch Großkanzler der
neuen Universität Frankreichs geworden war, verfolgte hartnäckig sein Ziel, die
Katholiken für das Regime zu gewinnen und ihnen Einfluß auf das Regime zu
verschaffen. Auf der Universität gelang es ihm, tüchtige Menschen heranzubilden,
die vollkommen vom monarchistischen Geist durchtränkt waren, ausgerichtet nach
den Grundsätzen der Ordnung und Autorität. Hier erzog er eine Generation nach
Grundsätzen, die gegenrevolutionär waren, für eine Monarchie, zwar aus der
Revolution geboren, aber von ihr abgelöst, um den Weg zum großen Wiederauf-
bau zu gehen.

Der Weg des Kaiserreichs bis zu seinem Ende ist bekannt. Es ist hier nicht
der Platz, ihn nachzuzeichnen, wie es auch nicht möglich war, den Weg der Gegen-
revolution mit all ihren großen und kleinen Mitteln, vor allem auch der klugen
Pressarbeit, im einzelnen zu zeigen. Bis 1813 gingen beide Wege zusammen. Bis
dahin hielt man es für möglich, die Reaktion im Rahmen des Kaiserreiches durch-
zuführen in langsamem, allmählichem Fortschritt, ohne Gewaltsamkeiten, weder
zum Vorteil noch zum Schaden einer Klasse. Napoleons Sturz setzte der Mög-
lichkeit einer völligen Ausöhnung ein jähes Ende. Sonst hätte die Gegenrevolu-
tion ohne Befriedigung von Rachegehrn unter Einfügung der gesunden
Errungenschaften der Revolution in die große Ordnung gesiegt.

Die Bourbonen stellten, schlecht beraten nach Napoleons Worten, alles wieder
in Frage, was glücklich gelöst war: „Das große Befriedigungswerk war 1814 im
wesentlichen bereits abgeschlossen; und gerade darum verwahrte sich das Volk,
das zu einem Teil daran mitgearbeitet hatte, gegen jeden Versuch einer Gegen-
revolution, die nicht nur höchst gefährlich, sondern auch ganz überflüssig und
ungerechtfertigt gewesen wäre. Aber nach dem April 1814 lebten die alten
Streitigkeiten mit der gleichen Leidenschaft wie früher wieder auf; wir leiden
heute noch darunter . . . Frankreich, das von Anfang an die ersten Erzeße ab-
lehnte, hatte nach und nach alles abgeschüttelt, was es an der Revolution als
wesensfremd empfand, und damit wäre alles gut gewesen. Die Bourbonen hätten
klug daran getan, nicht noch einmal alles in Frage zu stellen.“

Sturz der Göttin

Das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry

Erzählung

Copyright by the Author 1938

III.

„Doch dem Ruhme wider Willen folgte das Verhängnis — wie der Schatten der Gestalt.“

So setzte Onkel Franz die seltsame Geschichte fort.

„Ich habe dieses Schicksal bis in das winzigste Geschicknis seiner Wirklichkeit hinein verfolgt. Doch es rührt mich nicht, weil ich es als — — sinnlos empfinde.“

„Sinnlos?“

Großmutter saß in sich versunken mit der Lauersamkeit eines Panthers da, als ihr Bruder, durch das rostig klingende Wort gereizt, einen Schritt der kämpferischen Abwehr auf sie zu tat.

„Freilich — es liegt ein Glanz der Not über der armseligen Berühmtheit, der uns ergreifen müßte, wenn . . . ja, wenn der Kinderglaube an die Vorsehung noch der unsre wäre.“

„Wieso der unsre?“ fragte die Alte so leise, daß es kaum zu hören war.

Onkel Franz ließ sich unvermittelt in dem Sessel nieder.

„Hier ist die Alte!“ sagte er mit einer schrecklichen Nüchternheit, in welcher die Geister des Hochmuts mit denen der Erkenntnis rangen. „Seht sie doch selber durch!“

Dann lehnte er sich weit zurück und schaute auf das silberige Flirren der Blätter im Mondlicht hinaus.

★

Die greisen Geschwister schwiegen lange — in ihren gewohnten stummen Kampf vertieft. Ich blätterte unterdes die Alte durch.

Da lagen — auf weiße Bogen säuberlich aufgeklebt und zu Gruppen sinnvoll geordnet (oh, wie genau der gute Onkel war, wie verlässlich! Wahrhaftig, man konnte sich ihm blindlings anvertrauen!) — die Urkunden eines Menschenlebens.

Zuoberst fand ich die Gehaltszettel der Oper: 50 Franken, 200 Franken, 400 Franken, 900 Franken — die griffigen Sprossen an der Leiter des Erfolges.

„Erfolg — Erfolg“, tönte es auch aus den Kritiken, die ebenfalls gesammelt waren. Zum ersten Male und mit einer eigenartigen Erregung, die mir unvergeßlich ist, sah ich die Kampfblätter der Revolution: „La Batave“, „Le Rouge“, „Courrier Républicain“ — die zerbrochenen Spiegel einer Zeit.

Schließlich fesselte mich ein angefangenes Stück Papier, dessen Rückseite sorgfältig geklebt war — ein Brief. Mein Auge fing die Unterschrift: „In Liebe dein Franz-Paul“.

Wieder folgten Zeitungsausschnitte — Kritiken über das Ballett. In einer, die

aus dem Blatt „Le Directoire“ stammte, hieß es: „Unsere neue Primaballerina, Fräulein Angelika Aubry, ist der Stern der Oper. Nie war sie so großartig wie bei ihrem ersten Auftritt als Führerin des Balletts. Ihre Kunst ist nun vollendet; göttlich — ihre Anmut. Der Jubel des dankbaren Publikums kannte keine Grenzen . . .“

Beim nächsten Ausschnitt — aus dem „Journal de l'Empire“ — stutzte ich. „Die Unglückliche . . .“, hieß es, „hat das herbste Mißgeschick ereilt, das einer Tänzerin begegnen kann. Ob sie dem Leben erhalten bleibt, ist ungewiß. Ihrer Kunst ist sie verloren. Niemals werden die Pariser ihre geliebte ‚Pallas Athene‘ wiedersehen . . .“

Mit einem fragenden Blick reichte ich den Bericht zu Onkel Franz hinüber.

„Sie ist verunglückt . . .“, sagte der, ohne sich zu rühren. „Ein schrecklicher Sturz — vom Höhepunkte ihres Lebens sozusagen. Er begab sich — vierzehn Jahre nach dem Narrenspiel — bei einer Festsaufführung . . . Doch — ich merke schon, so versteht man die Geschichte nicht. Stein auf Stein geschichtet ergeben noch kein Haus. Also muß ich wohl . . .“

Der Alte seufzte vernehmlich, als ob er sich eine gar zu schwere Bürde aufgeladen habe.

„. . . auch den Fortgang erzählen, der in der Tat ein außerordentlicher war. Vom Ruhm des Tags gezeichnet, begann Angelika den Weg der künstlerischen Leistung zu beschreiten. Daß ihr nach dem Triumph von Notre-Dame die großen Rollen in den tänzerischen Zwischenakten und Balletts zufielen, ist wohl nicht verwunderlich. Erfolg wird stets der Vater der Erfolge. Doch die übrigen sind die angestammten Kinder der Gabe und des Fleißes. Angelika opferte sich ihrer Kunst mit einer unermüdlichen Bereitschaft, so daß Franz-Paul sie mählich als ein ‚verrücktes Frauenzimmer‘ empfand. So hat er sich Kunst nicht vorgestellt. Vor allem kränkte es den streberischen Jungen, daß die Geliebte keinen Anspruch an das Leben stellte. ‚Als Primaballerina wirst du noch im elterlichen Gurtenbette schlafen!‘ rief er mit dem Zorne des Propheten aus. Tatsächlich wohnte die Aubry noch im Kämmerlein der Rue Saint-Martin, als die Ernennung zur ersten Tänzerin der Oper — mit 10800 Franken Jahresold — sie eines Morgens überraschte. Das war im Jahre 1797 — zur Zeit des Direktoriums, da am Himmel der Alten Welt, noch kaum beachtet, der Stern Napoleons langsam erglomm. Nach der Prüfung der Revolution, die das Land in eine Wüstenei verwandelt hatte, geschah das unbegreifliche Wunder: Frankreich lebte weiter — lebte im Übelstand, verkrampft und ohne Blut, da sein Volk nunmehr die Zeche jahrelangen Leichtsinns zahlte; lebte mit schlechter Nahrung, schlechten Kleidern, schlechtem Geld — müde und entzaubert. In Scherben lagen die Leitbilder einer großen Zeit: ‚Göttervolk‘ und ‚Weltnation‘, ‚Rausch der Macht‘, ‚Triumph des Menschentums‘, ‚Befreiung aus den Sklavenketten‘ — Redensarten, verblaßt und ohne Sinn. Das Pariser Volk ersehnte seine Ruhe — nach soviel Kampf und Sieg, Geschrei und Fieber und Beklemmung. Es wollte gar nicht mehr gerettet sein — nein, leben wollte es, essen, schlafen und . . . tanzen. Tatsächlich war der Tanz in jeder Form zu dieser Zeit der Mittelpunkt des Interesses: der eigene

Tanz auf Plätzen, in den Cafés und Bars; Zotentanz in Ringeltangels; Kunsttanz des Balletts. Das war der Glücksfall in Angelikas Beruf. Keine Kunst stand in höherem Ansehn als die ihre, die sie meisterlich beherrschen lernte. So war sie bald — ‚die göttliche Tänzerin‘, wie der Schmock sie nannte.“

Großonkel hatte sich erhoben und seinen Pendelgang auf der Terrasse aufgenommen — sechs Schritte hin und sechs zurück, gemessen, ausdrucksvoll und klar. So war auch seine Rede.

„Sie spielte nämlich alle Göttinnen seit der erfolgreichen ‚Göttin der Vernunft‘. Artemis, Hera, Athene; Nemesis, Göttin der strafenden Gerechtigkeit, und Naenie, Göttin der Klage — sie hatten fortan nur die eine Darstellerin. Bald tanzte sie als Mittelpunkt des Balletts mit ihren anmutigen Schwüngen die Gattin des Zeus; bald stieg sie — in schwarze Schleier eingehüllt — als Göttin der Klage aus der Unterwelt; bald schwebte sie mit dem Helm und der Lanze der Pallas Athene in einer Lichtflut vom Himmel herab. Und immer war sie umjubelt; der Erfolg blieb ihr treu. Immer war sie Göttin . . . Göttin der Antike, Göttin von Paris!“

Onkel Franz hatte sich in Leidenschaft hineingeredet. Nun blieb er stehen. Sein Handrücken fuhr über die hohe Stirn — mit einem einzigen wischenden Strich.

„Geschwätz!“

So fuhr er nach einer langen Pause fort, während der er sinnend dagestanden war.

„Natürlich spielte sie nur Göttinnen und war selbst ein unglückseliges Menschenkind. Der Jubel erreichte nur ihr Ohr; ihr Ruhm war Sporn zu höherer Leistung. Doch ihr Leben . . . tja, das ist ja eben das Geheimnis, das mir als Forscher diesen Stoff unleidlich macht!“

„Erzähle uns doch die Tatsachen!“ ermunterte ihn Großmutter sanft.

„Tatsachen?“ Die Frage klang wie ein unterirdisches Gelächter. „Ein Blatt Papier, das ein Windstoß zu Boden nimmt, kann eine bedeutende Tatsache sein, und ein gescheitertes Leben — — barer Unsinn!“

„Ist dieses Leben . . .“, fragte die Alte mit einem leisen Schwanken in der Stimme. „Ist Angelika gescheitert?“

„Vollständig!“ Der Bruder maß die Schwester mit einem grimmigen Blick, als wollte er sagen: „Siehst du! Das paßt in deinen Kram!“ Dann fuhr er fort:

„Das heißt: In Wirklichkeit ging alles ungewöhnlich glatt. Noch immer leuchtete der Stern der Oper am Pariser Himmel, als Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen machte. Die Wirrnis im Lande war zunächst beendet; sie hatten wenige unverfehrt durchlebt. Angelika Aubry war unter ihnen. Die ihren Ruhm dem Possenspiel der Jakobiner dankte, hatte ihn durch Leistungen der Kunst erhalten und gemehrt. Den Stürmen jener Tage trokend, war sie das ‚Wunder der Vollendung‘, als welches Milon die Fünfunddreißigjährige auf dem Gipfel ihres Lebens ansprach. Dieser Milon, selbst ein Tänzer erster Ordnung, hatte damals gerade sein berühmtestes Ballett ‚Die Heimkehr des Odysseus‘ geschrieben, das man für die erste Festvorstellung zu Ehren des Kaisers auserkaf. Am 27. Februar 1807 vollzog sich das Ereignis, von dem Paris durch Wochen sprechen

sollte — freilich aus anderen Gründen als denen des gesellschaftlichen Glanzes. Dabei war dieser ungewöhnlich groß und wirkte nach den Jahren der Verwüstung beinahe wie die auferstandene Vergangenheit des Sonnenkönigs. Zwar hatte Napoleon selbst nach der Schlacht von Preussisch-Eylau, die für ihn erfolglos war, Ostpreußens winterliche Dunkelheit dem Pariser Lichterglanze vorgezogen. Sein Sessel in der Kaiserloge war der einzige leere Platz im weiten Rund des Opernhauses. Die Kaiserin Josephine war erschienen. Der Veilchenstrauß, den sie stets an ihrem Halsauschnitte trug, leuchtete wie ein riesiger Amethyst auf ihrer wohlgeformten Brust. Ihr mädchenhaftes Lächeln voll der Güte und des Leichtsinns wehte über die großartige Versammlung hin, die ihr in freudiger Bereitschaft die Huldigung der Majestät darbrachte: über die Generale, Staatsleute, Diplomaten; über die Erben alter Geschlechter und die Emporkömmlinge in den Fußstapfen Napoleons; über wirkliche Könner, ehrliche Vaterlandsfreunde, streberische Schmeichler und die gewissenlosen Schufte; kurz — über alle jene Namen, die mit der unverlöschlichen Tinte aus Blut und Tränen in das Geschichtsbuch der Alten Welt schon eingezeichnet waren. Die Kaiserin hatte ihren großen Tag. Nicht nur, daß die Vierundvierzigjährige, vom Glücke verjüngt, schöner als jemals wirkte — sie beschwingte auch die erwartungsvolle Freude auf die Festvorstellung; auf die komische Oper ‚Die Verlobten‘ und auf Milons neues Ballett, das ihr als ein Geniewerk geschildert war; auf den Verfasser selbst, der die männliche Titelrolle tanzte; auf die Penelope der ausgezeichneten Madame Clotilde; auf Saint-Amant, den strahlenden Jungen ohne Schwere, der den Telemach spielen würde; und vor allem auf das beinahe mythische Wunder der Tanzkunst, das die Kaiserin zum erstenmal erleben sollte — Angelika Aubry als Pallas Athene. Schon waren die drei Akte der Oper verklungen und hatten die festlich geschmückte Schar in Frohsinn und Erwartung versezt. Die Pause mit ihrem Wandel durch die Gänge, den liebenswürdigen Grüßen hierhin wie dorthin und dem Getuschel hinter Jächern war zu Ende. Von vielhundert Kerzen überstrahlt, die sich in den Spiegeln längs der Wände und in den demantenen Geschmeiden der Damen wie den glänzenden Orden der Herren brachen, strömte die Gesellschaft in den Saal zurück. Mit einem Fanfarenstoß begann das Ereignis des Abends: ‚Die Heimkehr des Odysseus‘. Wie im homerischen Gesange war's, was auf der Bühne sich vollzog — in der Kunst Terpsichores meisterlich ausgedrückt. Der Augenblick, da Odysseus nach einem Menschenalter des Krieges und der Irrfahrt in das heimatliche Ithaka zurückkehrt, von niemandem erkannt als seinem Hirten und seinem Hunde, diente zum Vorwurf des Balletts. Da war die Gruppe der Freier, die sich in bewegtem Rhythmus und mit kräftigem Gebärdenspiel immer enger um die begehrte Penelope schloß; deren bedrängtes Gemüt zwischen Süchten und Treue, Neigung und listiger Ausflucht, das Madame Clotilde im feinsten Seelenspiele der Bewegungen zu geben wußte; der junge Telemach, der dem Hirten nicht traute, und schließlich der hartgeprüfte Dulder selbst, von Haß zerrissen und doch die Demut des Pilgers während — der Schautanz in den wohlgestimmten Farben und Lichtern, die von alters her die Meisterschaft der Pariser waren, von erlesenen Darstellern ausgeführt und einer er-

finderischen Musik begleitet, verzauberte das Publikum. Von Minute zu Minute wuchs die verhaltene Begeisterung und feuerte die Künstler zu immer stärkerem Einsatz an. Als schließlich Telemach, um seinen Vater zu erproben und das Pack der Freier zu verdrängen, den Wettbewerb im Bogenspannen vorschlug, als der gealterte Odysseus den flehentlichen Blick zum Himmel schickte, die Götter möchten ihm noch einmal die unvergleichliche Stärke seiner Mannesjahre leihen, als schließlich in einem märchenhaften Blaulicht, von Silberstrahlen gitterig durchschossen, Pallas Athene sich am Firmamente zeigte, da brachen alle Dämme der Verhalteneheit. Dreitausend Händepaare schlugen aufeinander, und die Rufe der Begeisterung brausten durch das Opernhaus. Auch Josephine war davon erfasst. Wie ein erregtes Kind trommelte sie mit ihren kleinen Fäusten auf die brokatenausgeschlagene Brüstung ihrer Loge. Auf einmal sprang sie auf. Vom Rausch des Glückes überwältigt, riß sie den Weidenstrauch von ihrem Kleid und warf ihn in die Tänzerschar hinunter, die ihr Spiel für ein paar Augenblicke unterbrochen hatte. Milton fing ihn auf und dankte mit einem winkenden Sprunge, der aus echter Leidenschaft geboren, nicht eben höfischer Form entsprach, der kindlichen Kaiserin. Nun kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Jeder wußte, daß Josephine mit dem Zurwurf ihrer Lieblingsblumen den Künstlern die allerhöchste Gunst erwiesen hatte; niemand wollte weniger huldvoll, weniger begeistert sein. Endlich nahm das Orchester die Wiederholung des letzten Sazes auf. Noch einmal hob Odysseus seinen flehentlichen Blick zum Himmel — schon in das silberig-blaue Märchenlicht um die Athene. Dreitausend Blicke folgten ihm und blieben wie gebannt am Rundhimmel der Bühne hängen. Auf einem schwebenden Pedest wie auf einer Wolke stand die Göttin im flimmernden Schuppenkleid. Hinter ihr rauschten die Gewebe der Wolken in rasender Fahrt hinan, so daß man glauben mußte, sie sinke aus unendlicher Ferne der Erde zu. Wie Angelika sacht herniederschwebte, womöglich noch schöner als je, in einer Haltung der lächelnden Sicherheit — ganz Göttin, überirdische Gewalt und die Vollendung, da war die Oper aus dem lauten Beifall, der einem Können galt, in die Andacht vor dem großen Menschendasein eingesunken. Wie zu Anbeginn in Notre-Dame so in dieser Stunde ihres Höhepunktes gab das atemlose Schweigen die Ergriffenheit der Menschen wieder. Die Musik verschwobte in sanften Tönen, auf die ein Augenblick der Stille folgte. Schon stand die Göttin, in das Strahlenmeer des Lichts gehüllt, hoch über ihrem Schützling, der eben unter Hohn geläch der Freier den schweren Bogen zu spannen versuchte. Mit einer anmutigen Gebärde neigte sie sich über ihn — betende Madonna mehr als griechische Göttin — und streckte zum Sinnbild der erstrebten Stärkung die Lanze aus. Odysseus spannte den Bogen mit einem Ruck; das Lachen der Freier verstummte, und das Orchester setzte mit vollen Stimmen ein. Da geschah das Unerwartete . . .“

Onkel Franz, der wider die Gewohnheit in einem Zuge forterzählt hatte, als ob er selbst an dieser Festsaußführung teilgenommen habe, hielt in seinem Pendelgange wie in seiner Rede inne. Umständlich setzte er sich, trank das Glas leer und steckte eine frische Zigarre an.

„Der alte Spielmeister Gardel, Angelikas Lehrer und Gönner, hat uns den Vorgang von Anfang bis zu dem jammervollen Schlusse überliefert . . .“

Bei diesen Worten nahm er die Akte an sich.

„Hier ist sein Bericht, den ich im Archiv der Oper fand. Lies bitte den letzten Absatz vor!“

Er reichte mir ein Blatt, und ich begann:

„Im Augenblick der seligen Entrückung — Hut ab vor dem Genie des Kollegen Milon! — schien es mir, als ob die Aubry ein wenig zu schwanken begann. Vier Meter über der Bühne stand die ‚Gloire‘ . . .“

„So nennen die Franzosen die Schwebemaschine der Bühne“, ergänzte der Onkel, und ich las weiter:

„. . . Ich schloß die Augen für einen Schlag, da ich an eine Täuschung meiner aufgeregten Sinne glaubte. Doch nein! Die ‚Gloire‘ schwankte wahrhaftig; die Lanze entfiel den Händen der Entsehten, die mit einer tappenden Gebärde der Verzweiflung — ach! liebreizend war selbst diese! — in die Leere griff. Der Todesschrei eines Tiers zerriß die Stille wie unsere Herzen, und einem Meteorstein gleich sauste das unglückliche Mädchen kopfüber auf den Brettelbelag der Bühne. Ein dumpfer Schlag; dann das Poltern der schweren Maschinerie, deren Trümmer sie begruben. In der Stille des Entsehtens hing ein zärtlicher Klang aus dem Fagott — letzter Ton des Orchesters, das jäh abgebrochen hatte. Schon fiel der Vorhang über einem Trümmerfeld aus verbogenem Blech und Draht und Splitterholz, aus zerfekter Seide, abgerissenen Silberschuppen und einer wabernden Wolke Staub. Darunter begraben lag der Ruhm meiner Schule, Frankreichs größte Tänzerin . . .“

So schlossen die Aufzeichnungen Gardels. Ich reichte Onkel das Blatt zurück, der es sorgsam in die Akte fügte.

„Das also war ihr Ende!“

Wie Großmutter die Worte sprach — verhalten, langsam und hauchdünn, waren sie durchraunt von Ewigkeit.

„Das Ende?“

Die klare Stimme ihres Bruders nüchterte uns auf.

„Es war der Anfang — jawohl, haargenau, der Anfang ihres Jammers. Angelika Aubry war ja nicht tot . . . Doch laßt mich zunächst erzählen, was sich im Opernhaus begab. Männer schrien Flüche oder Losungen ohne Sinn; Frauen sanken in Ohnmacht. Man drängte auf die Bühne oder zu den Türen, wo bald ein wüster Knäuel die Bewegung lähmte. Der Marshall Marmont schimpfte wie ein Kutscher auf den Polizeiminister. Dann kletterte er in seiner Galauniform die Rampe hinauf. Die Kaiserin stand in ihrer Loge — reglos, bleich und wie von Sinnen. ‚Was ist mit ihr?‘ fragte sie von Zeit zu Zeit. Die Höflinge und Adjutanten liefen durcheinander: ‚Was ist’s?‘ — ‚Was ist’s?‘ Keiner wußte es, und keiner konnte die Majestät aus dem Theater bringen. ‚Erst will ich wissen, was ihr geschehen ist!‘ erklärte sie bestimmt. Endlich erschien Milon an der Rampe. Er trug noch die Maske des Odysseus. Der wollene Chiton war am Oberarm zerrissen und hing in langen Fetzen seitlich nieder. Die graue Perücke

schwebte wie ein verrauftes Faschingshütchen auf dem Wirbel. Die Schminke hatte sich entweicht; in griesigen Strähnen floss sie über das Gesicht, das noch die Stenzen des Grauens trug. Als er die Hände hob — beschwörend und hilflos zugleich, schlug die Stille über dem Gewühl zusammen. „Meine Damen und Herren!“ Das Schluchzen erstickte seine Stimme. „Ein Band — ist — gerissen!“ Und Milon zuckte mit den Achseln ob dieser Unbegreiflichkeit. Dann stammelte er die Worte der Erlösung für die Hörschaft. „Sie ist nicht tot — nur verletzt!“ Nun sank die Kaiserin in ihren Sessel und begann, vom härtesten Druck befreit, zu weinen. „Verhaftet den Schuldigen!“ rief sie mit Leidenschaft, „helft der armen Tänzerin!“ Beides war freilich längst geschehen. Der Bühnenmeister — Colonia hieß der Mann — schilderte dem Polizeiminister den Vorgang bis in die Einzelheit. Von menschlicher Schuld war nicht zu reden; Colonia hatte seinen Dienst mit Umsicht und Erfahrung ausgeführt. Tatsächlich war eines der vier Bänder der „Gloire“ gerissen — ein nagelneues Band. So war das Pedest ins Wanken geraten und schließlich abgerutscht. Ein Ränkespiel des Schicksals stürzte Angelika ins Elend. Freilich war sie „nur verletzt“, wie Milon sagte; jedoch — auf eine böse Art: drei Brüche des linken Arms, Zertrümmerung eines Fußes; eine klaffende Wunde im Gesicht und eine schwere Erschütterung des Hirns — das war der ärztliche Befund. Als sie nach einer bangen Weile der Ohnmacht sich entrang und ihre großen Augen aufschlug, sagte sie ein Wort . . . Dann sank sie in die Nacht zurück. Dieses Wort eroberte ihr das Herz der Kaiserin. Noch am selben Abend erfuhr es Josephine in den Tuileries. Hatte sie bislang der Künstlerin die Ehre und der Unglücklichen ihr Mitleid zugewendet, nun schlug ihr Herz dem Herzen zu. Das eine Wort, das aus dem tiefsten Grund des Frauentumes blühte, trieb die Kaiserin zu großen Taten des Erbarmens. Selbst als ein Höfling ihr mit vorbedachter Tücke „die jakobinische Vergangenheit des Schneidermädels“ und ihre „gotteslästerliche Untat“ offenbarte, blieb Josephine fest. Für sie war die Revolution „das Weib auf dem rosinfarbenen Tier“ — der Widerchrist, der nur das Böse wirkte. Als Witwe des Grafen Beauharnais hatte sie selbst genug davon erfahren. Ihr geliebter Mann, der sich der Revolution angeschlossen, war schließlich auf dem Blutgerüst geendet; sie hatte man in den Turm geworfen und ihrer Kinder beraubt. Daran zerschellte der tückische Vorbedacht. Die leichtsinnige Josephine fühlte im Glanz der zweiten Ehe das Menschtum als ihre einzige Pflicht. Also befahl sie eine Ehrenvorstellung der Oper, deren voller Erlös der Verunglückten gehören sollte. Schon am 7. März fand die Aufführung vor ausverkauftem Hause statt. Wieder ging „Die Heimkehr des Odysseus“ über die Bühne; doch das Schlußbild fehlte. Milon hatte es für immerdar gestrichen. So kam Angelika zu 15 000 Franken und zu der jährlichen Rente von 1800 Franken, welche die Oper ihr auf Wunsch der Kaiserin bewilligt hatte. Die Kosten für die lange Krankheit bezahlte Josephine. Das Wort, dem diese Kraft der kaiserlichen Wohlfahrt innewohnte, hatte die Erschöpfte so leise hingehaucht, daß nur die wenigen es verstanden, die unmittelbar an ihrem Schmerzenslager standen. „Schützt mein armes Kind!“ hatte Angelika Aubry gesagt, bevor die dunklen Flügel der Nacht noch einmal über ihr zusammenschlugen . . .“ (Schluß folgt)

R u n d s i c h a u

Christliche Übereinkunft. Im Jahre 1923 wurde vom damaligen, inzwischen verstorbenen Erzbischof von Canterbury eine Kommission gebildet, die den Versuch unternehmen sollte, die verschiedenen Richtungen der englischen Kirche durch ein gemeinsames Programm in Fragen der Lehre und Dogmatik wenn auch nicht synkretistisch zu vereinigen, so doch einander näherzubringen. Die englische Kirche spiegelt ja innerhalb ihres Rahmens, wenn man die allgemeinen „katholischen“ Wahrheiten des Christentums einmal undogmatisch auffaßt, stärker als irgendeine andere heutige Kirche die Summe der überhaupt möglichen Interpretationsweisen des christlichen Glaubens vom laesten Liberalismus bis zur starren Dogmatik. Sie enthält gleichsam einen eigenen Katholizismus, Protestantismus, Calvinismus und eine mystische Orthodoxie als Richtungen in sich, aus welcher Weite sich denn auch ihr oftmals vorgetragener Führungsanspruch der neueren christlichen Kirchen in Ablösung des römischen Katholizismus ergibt. Um so interessanter daher der nunmehr nach fünfzehnjähriger Arbeit abgeschlossene Bericht jener Kommission, die in letzter Zeit unter dem Vorsitz des Erzbischofs von York stand und im übrigen aus neunzehn Bischöfen, Prälaten, Universitäts-theologen und hervorragenden Laien zusammengesetzt war. Der Bericht ist ein zirka 240 Seiten starkes Dokument geworden, das von allen Kommissionsmitgliedern unterzeichnet wurde. Die damit scheinbar besiegelte Einigkeit soll aber mehr nach außen wirken, ohne die internen und teils unüberbrückbaren Gegensätze zu verwischen. Man hat bei der Stellungnahme zu entscheidenden Fragen daher irgendwelche Mehrheitsbeschlüsse unterlassen und statt dessen Alternativmeinungen aufgestellt sowie überhaupt für reinliche Klärung der Standpunkte gesorgt. So ist die Stellungnahme zur Frage: Schöpfungsgeschichte oder Entwicklungslehre (Darwinismus usw.) dahin fixiert worden, daß beide Betrachtungsweisen einander nicht kontradiktorisch zu widersprechen brauchten. Die Schöpfungsgeschichte habe von vornherein starken symbolischen Charakter gehabt, dessen Wahrheit durch evolutionstheoretische Überlegungen nicht berührt wird. Ähnlich verhält es sich in der Stellungnahme zu übermenschlichen geistigen Wesen, Engel, Dämonen usw. Der Glaube an sie müsse beibehalten werden als Kernstück des Christentums, es steht jedoch dem einzelnen Christen frei, sich über den Charakter ihrer Existenz, ob konkret oder symbolisch, des Urteils zu enthalten. Schwieriger auf eine gemeinsame Basis zu bringen war die Frage nach den Wundern, besonders nach den Wundern Christi, wo man klugerweise nicht auf künstlich vereinfachende „Erklärungen“ ausging, sondern lieber die beiden möglichen Einstellungsweisen unter Herausstellung ihrer Gründe nebeneinander bestehen ließ. Die katholisierende Richtung sieht in den Wundern besonders deutliche Zeichen der göttlichen Macht auch gegen die Naturgesetzlichkeit des Weltgeschehens. Die protestantische Richtung wiederum vertritt stärker die Ansicht, daß die Macht Gottes sich wirksamer der Naturgesetze auch für ihre eigene Offenbarung bediene, als sie in Form von Ausnahmen und Durchbrüchen durch die Gesetzesphäre zur Geltung käme. So wird denn auch die

Frage der jungfräulichen Geburt Christi und die seiner Auferstehung nicht eindeutig dogmatisch geklärt. Wesentlich für die christliche Haltung sei nur der Glaube an eine Fleischwerdung Gottes, und wenn die Auferstehung auch „die Kern Tatsache der menschlichen Geschichte“ darstelle, so bleibe es doch eine persönliche Entscheidungsfrage, ob man sie als ein transzendentes Geschehen auffassen wolle oder ob man an sie, wie freilich die Mehrzahl der Kommission, als eine konkrete Tatsache, bei der das Grab Christi leer gewesen sei, glauben wolle. In ähnlicher Weise zirkelt der Bericht zu anderen Kernfragen der christlichen Glaubenslehre den Umkreis ihrer möglichen Interpretationen ab und gibt damit ein auch für andere Kirchen und Konfessionen aufschlußreiches Bild über den zeitgenössischen Besinnungsstand auf das „Gemeinsam-Christliche“.

Vizeadmiral a. D. v. Trotha 70 Jahre alt. Jedes Konversationslexikon gibt die Daten dieses Lebens: Adolf v. Trotha, am 1. März 1868 geboren, trat 1886 in die Kaiserliche Marine ein, nahm nach anderen Auslandskommandos 1900 in China als Admiralstabsoffizier im Landungskorps des Kreuzergeschwaders an der Verteidigung von Tientsin teil. Von 1916 – 1918 war v. Trotha Chef des Stabes der Hochseeslotte und hatte in dieser Stellung bei Admiral Scheer entscheidenden Anteil an der Skagerrakschlacht. Nach dem Kriege wurde er 1919 Chef der Admiralität, und ihm ist es zu verdanken, daß die Organisation der neuen Reichsmarine auf der Tradition der alten aufgebaut wurde. Nach dem Kapp-Putsch verließ er den aktiven Dienst. Er stellte seine Kraft, sein Wissen und seine Energie der volksdeutschen Sache zur Verfügung, in der er an den verschiedensten Stellen zum Nutzen der Sache gewirkt hat. Sein Haupteinsatz geschah bei der deutschen Jugend, der er in dem „Großdeutschen Jugendbunde“ eine mustergültige Organisation schuf. 1934 wurde v. Trotha Führer des „Reichsbundes deutscher Seegeltung“, dem er den ihm gebührenden Platz sicherte. In schweren Zeiten hat Trotha auch als Schriftsteller das Wort ergriffen: „Großdeutsches Wollen“ und „Volkstum und Staatsführung“, Schriften, deren Bedeutung die Zeit bestätigt hat. — Und doch wie wenig sagen diese Daten über einen Mann aus, dessen Persönlichkeit und Wirken durch sie in keiner Weise erschöpft werden! Der Fall ist so selten, daß Ruf und Wesen sich so lückenlos decken, wie bei dem Vizeadmiral a. D. v. Trotha, daß der Chronist nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet ist, bei einem feierlichen Anlaß auch einmal seinem Herzen die Zügel frei zu geben. Denn so lange v. Trotha als aktiver Offizier in der Marine tätig war, verkörperte er in der Vollen dung den Typ des deutschen Offiziers, der in Wahrheit eine letzte Steigerung der besten Eigenschaften des deutschen Menschen darstellt. Es gibt nur sehr, sehr wenige Offiziere, von denen man außerhalb des Rahmens eines Nekrologs wie von ihm sagen darf, daß er in gleicher Weise das rückhaltlose Vertrauen seiner Vorgesetzten, seiner Kameraden und seiner Untergebenen bis zum letzten Heizer besaß. Und er hat dieses Vertrauen in jeder Stunde seines Lebens gerechtfertigt. Ein Offizier von hoher Begabung, mit einem klaren unbeeinflussbaren Verstande, ein untadeliger Mann in der wahren Be-

deutung dieses verpflichtenden Wortes, ein Mann von Ehre und Treue und ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle: das ist Adolf v. Trotha. Das hat ihm die kameradschaftliche Treue seiner Kameraden, die Liebe seiner Untergebenen und die Achtung und die Liebe aller derer verschafft, die das Glück seiner persönlichen Nähe genießen durften. Seine Auffassung von der unabdingbaren Verpflichtung gegenüber dem eigenen Volke hat ihn in den schweren Nachkriegszeiten befähigt, seinen Platz auch dann voll auszufüllen, aus Verpflichtung zur Sache, wenn sein Gefühl ihm auch vielleicht einen anderen Weg wies. Mutig hat er zu Zeiten, als das sehr unpopulär war, für die gerechte Würdigung der Tirpitschen Leistung und Persönlichkeit gekämpft. Aber über all diesem Großen und Ernstern darf nicht vergessen werden, daß v. Trotha auch neben den so lobenswerten Eigenschaften über viel liebenswerte verfügt: über einen wundervollen Humor, der ihn zu einem Erzähler von hohem Reiz macht, eine noble Bescheidenheit und schlichte Zurückhaltung, über eine reife menschliche Güte und alle die Eigenschaften, die ihn befähigen, immer Vorbild zu sein.

Der deutsche Ritter. Sinn und Gestalt des deutschen Rittertums deutet Ludwig A. Winterswyl in seinem Buche „Der deutsche Ritterstaat“ (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. 8 Tafeln. RM 3,—). Die überlegene Klarheit des Verfassers befähigt ihn, das Wesen der schönsten Blüte des geschlossensten und fruchtbarsten Zeitalters unserer Geschichte so darzustellen, daß ihr letzter und tiefster Sinn offenbar wird und Ströme der Kraft in unsere Zeiten gehen von deutschen Menschen, die über das Alltägliche ihrer Gegenwart ihr Tun und ihre Haltung an einem hohen Ideal ausrichteten, das allein schon durch seine Aufstellung Bürgschaft der Größe war. Winterswyl gliedert sein Buch in die Abschnitte: Die Entstehung des Ritterstandes; Die geschichtliche Leistung des Ritterstandes; Die Ideale des Ritterstandes und die ritterliche Wirklichkeit. Einen besseren Führer als ihn konnte man nicht finden. Denn seine Konzeption der deutschen Geschichte als deutsches Schicksal läßt bei Beherrschung aller Einzelheiten die Größe des Gegenstandes in seiner vollen Bedeutung erscheinen.

Königin Aasa. Der Spaten des Forschers als das wirksamste Mittel prähistorischer Erkenntnis hat in aller Welt neue Möglichkeiten geschaffen, nicht nur die Kultur und das Wesen alter Völker zu erschließen, sondern hat auch in ungeahnter Weise alte Sagen als Geschichte bestätigt. Freilich hat er andererseits auch dazu beigetragen, falsche romantische und echt theatrale Vorstellungen von Helden und Menschen alter Zeiten auf das richtige Maß zurückzuführen. Da es zweifellos eine der Hauptaufgaben verantwortungsbewusster Forschung ist, die historische und prähistorische Wirklichkeit mit der Legende zu konfrontieren, lohnt sich ein näheres Eingehen auf die Schrift des bekannten Gelehrten Dr. F. Adama van Scheltema „Der Oseberg-Fund“ (Augsburg, Benno Filser). Scheltema beschäftigt sich mit den Aus-

grabungen bei Oseberg in Norwegen. Die ausgezeichnete norwegische Forscherarbeit hat es ermöglicht, die verschiedenen Funde an den Fjorden zeitlich festzulegen. Das Grab des Osebergfundes stammt ungefähr aus dem Jahre 850 und die im Oseberg-Schiff bestattete Fürstin ist mit größter Wahrscheinlichkeit die Königin Aasa, Mutter des Schwarzen Halvdan und Großmutter Harald Schönhaars. Der Oseberg-Fund und andere Funde in Norwegen nun haben die Bedeutung der eine lange Zeit in ihrem Wert als historisches und kulturhistorisches Dokument angezweifelte Ynglingasage in ihrem geschichtlichen Wert bestätigt. Das ist für die Kenntnis der germanischen Vorzeit und der germanischen Menschen von hohem Werte. Scheltema führt aus: durch die Fähigkeit der Wikinger, ihre ungestümen, entfesselten Energien, ihren ins Monumentale strebenden Drang in künstlerische Form zu bannen, werden ihre wilde Kraft und ihre maßlose Leidenschaft ebenso erhärtet wie ihre hervorragende technische Geschicklichkeit und ihr ausdauernder Fleiß am Werke. Solche Eigenschaften allein befähigten diese Menschen, in kleinsten Schiffen die Weltmeere zu überqueren und überall als Herren aufzutreten und sich lange zu behaupten. Auch Beispiele straffer Selbstzucht und asketischer Enthaltensamkeit sind nicht selten, wenn auch durchaus nicht die Regel. Wir treffen auf ein Gefühlsleben, das Scheltema zutreffend als das „erwachsener Kinder“ bezeichnet. Immer wieder sind „Beispiele ungezügelter Völlerei, unbeschränkter Selbstzucht, von Gewalttätigkeit und Zehdelust, unmenschlicher Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegen und leichtfertiges Spiel mit Gelübden und Verpflichtungen“ belegt. Die Religion — soweit man den Götterglauben in dieser Zeit noch als eine Religion bezeichnen kann — hatte nur einen sehr geringen Einfluß auf das Handeln der Menschen und gar keine ethisch regulierende Bedeutung. Stärker als der Götterglaube war damals schon der Dämonenglaube in Verbindung mit einem primitiven Totenkult. Wenn man nach einer Ethik sucht, so ergeben die Moralsprüche der Edda als eine Art Sittentodex mehr oder weniger nur eine Sanktionierung der Bauernschlaubeit und eines skrupellosen ethischen Opportunismus, begründet auf einer völligen Diesseitigkeit, die ein Fortleben nach dem Tode nur in dem persönlichen Ruhme sah. Gerade die Ynglingasage gibt eine Fülle von Beispielen, die — wie Scheltema sagt — nicht erhebend wirken: mehrere Könige ertrinken im Rausch, fast alle kommen gewaltsam um. Söhne verbrennen den Vater, weil er die Mitgift der Mutter nicht herausrücken will. Menschenopfer, ja selbst ein König, werden gegen Mißernten dargebracht. Verauschte werden von ihren Frauen und ihren Kindern im Schlaf ermordet. Brüder erschlagen sich gegenseitig. Die Königin Aasa, die von König Gudröd, der ihren Vater erschlug, entführt wird, läßt kurz nach der Geburt ihres Sohnes Halvdan den stark betrunkenen König durch einen ihrer Dienstknechte erstechen. Das geht durch die ganze Ynglingasage wie auch durch die anderen Überlieferungen. Dies Bild entspricht nach Scheltema wenig den gängigen Vorstellungen germanischer Heldenzeit, aber wir sollen dem Spaten dankbar sein, daß er auch hier Erkenntnis vermittelt hat, denn nur der kann sich an den Vorfahren gütlich ausrichten, der sie in ihrer ganzen Größe, aber auch in ihren Belastungen ohne Romantik sieht.

Das politische Auto

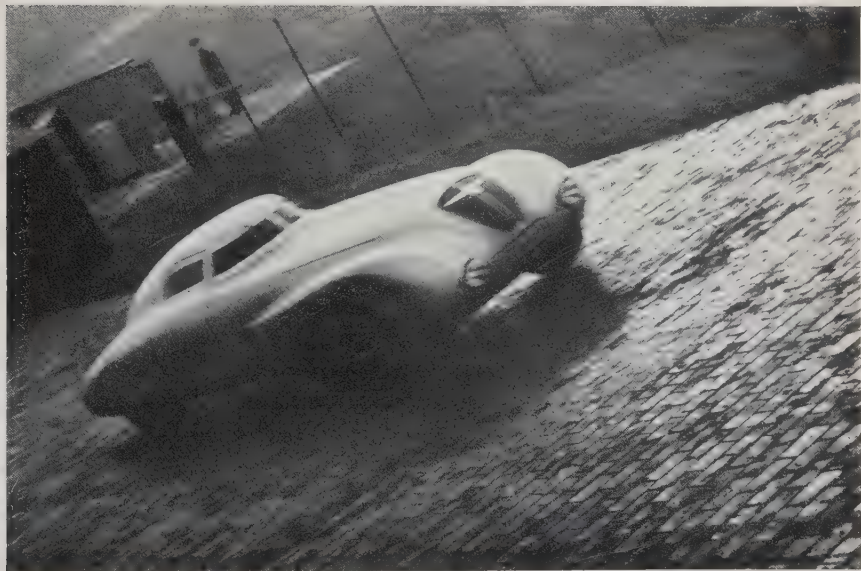
Nicht nur infolge des technischen Fortschritts ist das deutsche Auto von 1938 ein anderes Wesen als das von 1908. In ihm stecken auch die Folgen des Weltkrieges, und soziale Verschiebungen, der totale Staat, Autarkie, Volksgemeinschaft wirken sich an ihm aus, die Fragen der Arbeits-, Arbeiter- und Materialbeschaffung spielen hinein, neue Werkstoffe haben sich seiner Seele bemächtigt, und der Geist der Autobahn ist ihm in die Glieder seines Motors und die Formen seiner Karosserie gefahren. Es ist keineswegs nur ein Kind des Ingenieurs und Kalkulators. Vielmehr ist es auch eine Art von technischer Venus, die mit all ihrer Schönheit dem Schaum des weltpsychologischen und politischen Meeres entsteigt. Der Motor steht als ein politischer Soldat neben den anderen. Jeder Autotyp stellt eine besondere Formation innerhalb des weltmotorischen Aufmarsches dar, deren Traditionsregiment eine der alten Firmen Mercedes, Adler, Opel usw. mit ihrer so schwer definierbaren Qualität und ihrem Vorkriegsprestige ist, das doch „irgendwie“ noch da ist und das wir im Takt des Motors und dem Fahrgefühl wahrzunehmen uns einbilden.

George Stephenson zeugte von großer technischer Weisheit, als er die Eisenbahn mit ihren Lokomotiven, Bahnkörpern, Schienen, Signalen usw. als eine einzige Maschinerie aufgefaßt wissen wollte. Aus solcher totalen Auffassung heraus könnte, so meinte er, das wahre Wesen der Eisenbahn allein richtig begriffen und sie infolgedessen richtig gebaut und organisiert werden. Zu seiner Zeit waren die Straßen sehr schlecht und die Lokomotiven sehr schwer. Die Straßen konnten diese schweren Maschinen nicht tragen, und umgekehrt besaßen die Lokomotiven auch gar nicht die Eigenschaften, um Straßen befahren zu können. Zweifellos waren zwar die Lokomotiven Automobile, aber da man sich Automobile immer als Straßenfahrzeuge erträumt hatte, so sparte man diesen Ehrentitel für den schienenlosen Wagen auf. Stephenson mußte zu seiner Lokomotive als ein nicht von ihr zu trennendes Maschinenelement von Anfang an die Schiene hinzudenken. Das aber sind sehr widerstandsfähige und glatte Straßen, die nur den Nachteil haben, daß nichts anderes auf ihnen fahren kann als das, was man mit Hinblick auf sie konstruiert, und daß das, was so konstruiert ist, nur auf ihnen fahren kann. Aber die anderen Straßen waren immer noch da und blieben, man sage was man wolle, für Handel und Wandel eines Volkes lebenswichtiger als die Bahn, die nicht verlassen werden konnte, während das Wegenetz eines Landes jede freie Bewegung ermöglichte und somit die Ungebundenheit auch der Maschine als höchst begehrenswert erscheinen ließ.

Auf ein Straßennetz also, welches seit Jahrhunderten auf die regelloseste und oft seltsamste Weise entstanden war, wurde schließlich als Repräsentant der Idee völliger Freizügigkeit im Verkehr der selbstfahrende Wagen gesetzt. Dadurch, daß man das Automobil auf schlechte und altertümliche Straßen setzte, hat es schließlich gerade solche Eigenschaften entwickelt, die völlig über die Grenzen hinauswuchsen, welche jedem Auto auf dem alten Straßennetz gesetzt sind. Es

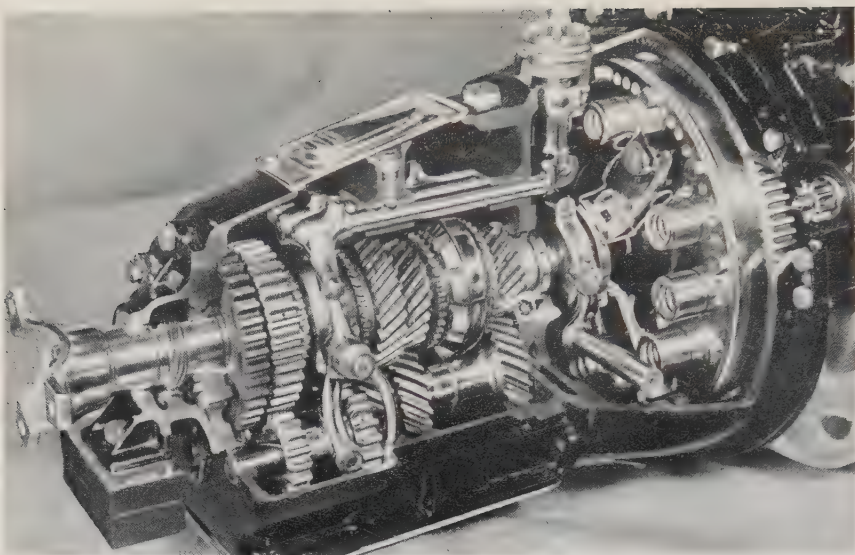
schrie nach der Möglichkeit, sich mit aller Geschwindigkeit einsetzen zu können und nicht ewig vom autofremden Verkehr gestört zu werden. So schuf man eine freie Bahn, die Autobahn, ein spätgeborenes Kind des Autos. Dies Auto war den Straßen über den Kopf gewachsen, jetzt aber wächst die Autobahn dem Auto wieder über den Kopf. Nun hat auch das Auto seine glatte Schiene bekommen, aber nicht eine schmale, sondern eine breite, von Steinen abstammende Schiene, auf der es steuern und die es immer wieder verlassen kann. Die fast grenzenlose Möglichkeit auf dieser Bahn wirkt nun auf das Automobil zurück. Auch das Auto beginnt, wie seinerzeit die Eisenbahn, mit der Fahrbahn eine konstruktive Einheit zu werden und schmilzt mit ihr zu einer großen Verkehrsmaschinerie zusammen. Ein Kreis hat sich geschlossen: das selbstbewegliche Fahrzeug springt nun von der Landstraße auf eine Bahn, wenn auch nicht auf die eigentliche Schiene zurück. Die Entwicklung der Einheit „Auto – Autobahn“ vollzog sich im umgekehrten Drehungssinn als die Entwicklung der Einheit „Schiene – Lokomotive“.

Seitdem die Autobahnstraßen eine neue Epoche des Verkehrs eröffnet haben, sieht die Menschheit mit Spannung dem Ergebnis der Züchtung durch die Autobahn entgegen. Das „autobahnfesteste“ Auto ist da. Aber die Autobahnfestigkeit ist ein relativer Begriff. Jeder Wagen ist an sich autobahnfest, wenn man seine Geschwindigkeit nicht voll ausnützt und bei Dauergeschwindigkeiten je nachdem zehn bis zwanzig Prozent unter der erreichbaren Höchstgeschwindigkeit bleibt. Wirklich autobahnfest ist der Wagen, der mit möglichst geringen Prozenten unter der Höchstgeschwindigkeit dauernd gefahren werden kann und nicht Schaden leidet,



Beispiel eines modernen autobahnfesten, windschlüpfigen Wagens.

Adler 2,5 Liter, 6 Zylinder



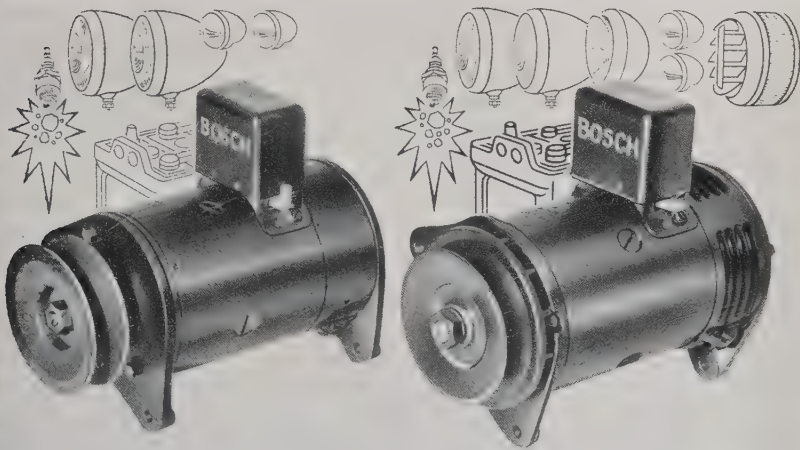
Das 4-Gang-Getriebe des Adler 2,5 Liter, 6 Zylinder

auch wenn man sich gegen die Disziplin vergeht. Man muß also der Wärmeanhäufung in dem lange Zeit hindurch gleichmäßig stark beanspruchten Motor entgegenwirken, man muß besonders gute Schmiereinrichtungen schaffen usw. Aber immer bleibt dann noch die Tatsache, daß viele Menschen der Versuchung nicht widerstehen, aus ihrem Wagen doch das Höchste herauszuholen. Die Aufgabe lautet also: so schnell wie möglich fahren, höchste Ausnutzung der Maschine, Standhalten der Maschine, geringen Brennstoffverbrauch. Die dauernde Zügelung des Motors erzeugt einen fahrpsychologischen Miston. Man könnte die Wagen drosseln, aber dann kommt der Drosselungsmission und die Schmach des Überholtwerdens durch andere Wagen. Somit werden die Wagen immer schneller werden und schließlich die Höchstgeschwindigkeit dauernd vertragen müssen. Der normale Fahrer fährt heute bereits im Weltrekordtempo der Vorkriegsjahre. In zehn Jahren wird er sich dem heutigen Weltrekordtempo annähern. Bei dieser Entwicklung tritt, progressiv sich riesig vergrößernd, der Luftwiderstand als maßgebender Faktor auf. Rennfahrer und Konstrukteure sprechen mit Vorliebe von soundso viel Luftdruck pro Quadratdezimeter Wagenfläche.

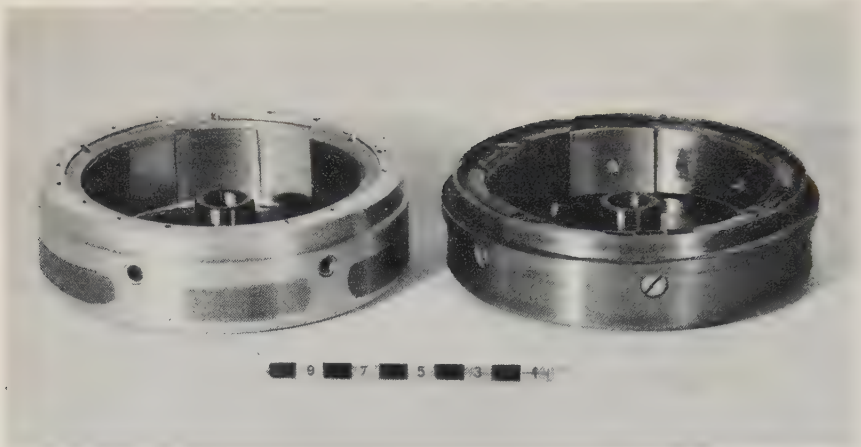
Es ist also der Luftwiderstand der eine große Pol, um den sich die Entwicklung des modernen Autos dreht. Luft wird bei hoher Geschwindigkeit gleichsam materieller, zäher und gefährlicher. Das Zeitalter ist darauf bedacht, die Autos durch die Luft schlüpfen zu lassen, die Wagen müssen „windgeschlüpfig“ werden, wie der Fisch wasserschlüpfig ist. Jenseits gewisser Grenzwerte springt die einfache Multiplikation des Widerstandes in quadratische und in kubische Widerwärtigkeiten über, und die Sehnsucht mancher Menschen nach allerhöchster Geschwindigkeit leidet an der Brennstoffkalkulation Schiffsbruch. Von dem motorischen Teil der

Wagen kann nach einem halben Jahrhundert der Erfahrung nicht mehr viel entscheidend Neues erwartet werden, wenigstens nicht beim Explosionsmotor. Daß der Übergang vom Explosionsmotor zum Dieselmotor im Vollzug ist, weiß man, und Überraschungen sind hier nicht zu erwarten, da die Unsumme der alten Erfahrungen nun dem Dieselmotor zugute kommt. Aber noch manche Jahre und vielleicht jahrzehntelang wird sich, geführt durch die Autobahn und ganz neuartige Erfahrungen, die äußere Form des Autos wandeln, das auf der Autobahn jetzt gleichsam wie ein Taucher in das Lustelement hineinschnellen muß. Diese Entwicklung wird freilich durch den im Vergleich zum Benzinmotor viel sparsameren Dlmotor beeinflusst werden.

Aber das moderne Auto wird auch an einen ganz anderen Pol der Entwicklung gedrängt. Es ist die von Monat zu Monat zunehmende Verkehrsdichte vor allem in den Großstädten. Ist die Autobahn hindernisfrei, bietet sie alle Voraussetzungen für eine schnelle, regelmäßige Fahrt, bei der das Gewicht des Wagens keine wichtige, aber der Luftwiderstand die ausschlaggebende Rolle spielt, so gibt es in der Großstadt zahllose wechselnde Situationen und Verkehrshindernisse. Hier ist es umgekehrt wie auf der Autobahn. Hier rechnet der Luftwiderstand nicht mit, aber man muß das Wagengewicht bekämpfen, weil der Wagen dauernd gebremst und wieder beschleunigt wird, was die bekannte Folge hohen Brennstoffverbrauchs hat. Ganz andere Umstände wirken hier also auf den Brennstoffverbrauch und die Fahrtsicherheit ein als auf der Autobahn. Auf der Autobahn schießt



Materialersparnis: Links Lichtmaschine mit 90 Watt Nennleistung, rechts mit 150 Watt. 66 Prozent höhere Leistung bei nahezu gleichen Abmessungen. Die Mehrleistung wurde durch neuartige Durchlüftung erzielt. — Ähnliche Fortschritte bei den Batterien. 26 Prozent geringeres Gewicht, große Bleiersparnis



Neues Material! Schwungräder von Schwunglichtmagnetzündern. Rechts: Ausführung mit Messing-Schwungrad und Kobaltstahlmagneten. Leistung 5 Watt. Links neue Ausführung: Aluminium-Schwungrad mit eingegossenen Alnistahlmagneten. Leistung 15 Watt! Hierauf sind die Ingenieure besonders stolz

der Wagen dahin wie eine Lokomotive auf den Schienen, und man braucht nicht zu schalten, im Stadtverkehr aber muß viel geschaltet, gesteuert, der Gashebel getreten werden. Auf der Autobahn spielt die Elastizität des Motors keine Rolle, er soll nur lange und dauernd und sparsam durchhalten, aber auch in der Stadt soll unter ganz anderen Bedingungen der Motor sparsam und dazu so geschmeidig sein, daß er möglichst ohne Schaltung durch alle Situationen der Großstadt durchzieht. Um die Pole Großstadt und Autobahn muß das moderne Auto konstruiert sein. Zwischen ihnen entstehen neue Eigenschaften, erleidet das Auto eine merkwürdige Metamorphose. Zu dem Vollkommenen, das wir besitzen, werden wir noch Vollkommeneres erhalten. Die Zukunft steht unter dem Zeichen der Gewichtersparnis. Schon hat man — bei gleichem Gewicht — die Wattleistung von Lichtmaschinen verdoppelt. Ähnliches ist in vielen anderen Fällen erreicht.

Zwischen Autobahn und Großstadtverkehr aber gibt es noch sehr viel anderes, nämlich die zahllosen Situationen und Zustände, nach welchen sich das Auto in seiner Jugendzeit ziemlich ausschließlich zu richten hatte, und die insgesamt auch heute noch vorhanden sind. Da ist die Landstraße mit ihren Fußgängern, Radfahrern, Pferden, Ochsen und Hunden, da ist die schlüpfrige Kurve, der Sandweg, die Haarnadelkurve und der Alpenpaß, Hitze und Kälte, Regen, Schnee und Sonne, das Dorf und das Gelände, Tag und Nacht. Der Wagen der Autobahn und des Potsdamer Platzes soll auch dem Förster und dem Bauern, dem Ingenieur und dem Vergnügungsreisenden dienen.

Zu guter Letzt wird in allen Wagen mehr und mehr Bequemlichkeit verlangt. Man reist ja jetzt viele und sehr lange Strecken im Auto. Das Radio spielt eine Rolle, weil man der einschläfernden Monotonie auf einigen Autobahnen ent-

gegenwirken muß. Der Wagen soll warm sein, also schafft man endlich brauchbare Heizanlagen. Große Wischer müssen auf stundenlangere Fahrt die Scheiben einwandfrei klar halten.

Und nun der Volks- und Kleinwagen! Das Problem ist schwierig. Mannigfache Faktoren greifen ineinander, vertreten sich die Füße. Die Kalkulation ist knapp, und noch viel anderes mehr, als wir eben sagten, spielt seine Rolle mit. Der Volkswagen soll alle technischen Fortschritte aufweisen und der politisch-sozialwirtschaftlichen Lage auf besondere Weise entsprechen. Die Ausstattung soll einfach sein, und er muß allen Werkstoffen und neuen Fabrikationsmethoden angepaßt werden. Er soll autobahnfest sein und besondere Sicherheit gegen kenntnislose Bedienung bieten. Aber die Technik kann alles! Sie schafft auch den Volkswagen.

Seit Jahrzehnten geht neben der Konstruktionsarbeit des Ingenieurs ein Vorgang einher, der für die technologische Lage bezeichnender ist als die eigentliche Konstruktionsarbeit. Es handelt sich um die Hervorbringung zahlreicher neuer Werkstoffe. Durch den Vierjahresplan sind diese Werkstoffe fast explosionsartig in den Vordergrund der Technopolitik getreten. Sie beeinflussen Gestalt und Wesen des modernen Autos. Neben den alten klassischen Werkstoffen haben wir wichtige neue Stoffe gewonnen. Einiges wird bei der Anwendung enttäuschen, vieles wird sich so durchsetzen wie seinerzeit das Aluminium. Wir denken zum Beispiel an Chrom-Molybdän-Stähle, an Magnesiumlegierungen, Preßstoff für Lagerbuchsen, Kunstharz für Fensterrahmen und Zahnräder, Kunstleder, Buna-Gummi, Zellstoff für Polsterstoffe.

Das Ausland indessen ist mit Rohstoff und Werkstoff alter Art reichlich versehen. Wir aber brauchen Devisen. Wir wollen exportieren. Natürlich mißtraut die Welt draußen den neuen deutschen Werkstoffen. Nun sind wir gezwungen, gleichzeitig Wagen mit alten und neuen Werkstoffen zu bauen. Da die neuen Werkstoffe neue Eigenschaften haben, so ändern sich auch Abmessungen und Anordnungen. So laufen also in den Werken Inlandserien mit neuen Werkstoffen neben Devisenserien einher. Man spricht von devisenteuren, devisenbilligen, devisenfreien Stoffen. Aber wir haben außerdem gelernt, mit sehr viel weniger Rohstoffen auszukommen und damit ebenso hochwertige Erzeugnisse herzustellen wie früher.

Blicken wir auf Amerika und seine breite Absatzbasis im eigenen Land, seine gute Rohstofflage und seine hohen Serien, denken wir an den abgewerteten Dollar und die märchenhaften Kundendienstorganisationen in der ganzen Welt. Wer in der Welt keinen Kundendienst hat, der wird nicht viele Wagen verkaufen. Aber dieser Kundendienst erfordert Devisen, die der Export erst schaffen muß.

Da ist noch eine Reihe von politischen, wirtschaftlichen und psychologischen Situationen, welche sich mit den Mächten verbünden, die den modernen Wagen hervorrufen. Seit den ersten Benzinautos bis heute haben sich auch die Treibstoffe verändert. Der Treibstoff ist im Grunde genau so maßgebend wie der Motor. Das Auto ist heute kein Benzinwagen im eigentlichen Sinne mehr, sondern ein Gefährt, das von synthetischen, natürlichen, reinen und gemischten

Brennstoffen der verschiedensten Art angetrieben wird. Schon vor Beginn der eigentlich autarkischen Bestrebung war die deutsche Brennstoffsynthese im Gang. Sie hat sich gewaltig entwickelt und steht vor weiteren großen Entwicklungen. Die Devisenlage zwingt zur Einfuhrbeschränkung, und die Rohstofflage zwingt zum Sparen. Mit Devisen und Rohstoffen muß das politisch folgsame Auto sparsam sein, und es muß gefügig das verzehren, was ihm geboten wird. Das alles wirkt auf Vergaser, Kompression und anderes ein. Interessanter aber ist die psychologisch-wirtschaftliche Lage. Kriegswirtschaft und Unabhängigkeitsstreben mußten dem Auto, wie es einmal war, zunächst die Brennstoffe zu beschaffen suchen. In den letzten Jahren ist die Industrie, welche dem alten Explosionsmotor seine Treibstoffe liefert, viel bedeutender entwickelt worden als die Industrie, welche dem an sich viel sparsameren Dieselmotor heimische Brennstoffe liefert. Früher, als man weniger Dieselmotoren und weniger Autos hatte und die Autos Luxuscharakter aufwiesen, da war die deutsche Brennstoffindustrie eher auf dem Wege, den Dieselmotor vom Ausland unabhängig zu machen, und das Autobenzin blieb vom Ausland abhängiger. Die Aufrüstung fand zunächst den alten Automotor vor, er beherrschte das Feld, als der Dieselmotor begann, im Heer einzudringen. Drum war der leichte inländische Brennstoff wehrpolitisch wichtiger. Aber der Dieselmotor ist mobilisiert. Sein Brennstoffbunger wird von Tag zu Tag politischer. Zwischen Motoren, Wehrwillen, Autarkie und Synthese machen manche Situationen Kopfzerbrechen. Die totalen Verschlechtigungen im totalen Wirtschaftsraum sind Tatsache. Nur muß man sich hüten, total mit monoton zu verwechseln. Gerade das Totalitätsstreben führt eine abenteuerliche Menge von Situationen herbei.

Die Motorisierung benötigt zahllose Motoren und alles, was mit ihnen zusammenhängt, vor allem zahlreiche durchgeschulte Monteure und Feinmechaniker nicht nur am Entstehungsort der Motoren, sondern auch dort, wohin sie geliefert werden. Die Nachfrage nach Motormenschen ist ebenso groß wie die nach Motoren. Wie schwierig die Fragen der Mechanisierung und der damit zusammenhängenden Arbeitslosigkeit und Arbeitsbeschaffung zu beurteilen sind, wird in diesem Zusammenhang klar. Jede politische und wirtschaftliche Lage ist wieder anders. Der Arbeitslose oder Beschäftigte von heute oder morgen ist anders zu beurteilen als der von gestern. Es ist nicht lange her, daß man über die Mechanisierung und Automatisierung der Werke als eine der Hauptursachen der Arbeitslosigkeit Klage führte. Heute aber, wo der Bedarf an Mechanikern kaum gedeckt werden kann, mechanisiert und automatisiert man wieder das Werk und muß es tun, weil es sonst nicht liefern könnte, was dann wiederum Arbeitslosigkeit im Gefolge haben würde. Das zwingt uns zu der Schlussfolgerung, daß man die Frage der Arbeitslosigkeit und Automatisierung mit Vorsicht betrachten muß und daß politische oder sonstige Einschläge von heute und morgen gewisse Fragen in ganz anderer Beleuchtung erscheinen lassen als noch vor wenigen Jahren. Es zeigt sich, daß wir nicht nach starren Gesetzen und Ideologien, sondern viel eher nach Funktionen denken und handeln müssen, die aus den jeweiligen Situationen jeweils von neuem abzuleiten sind.

Die Normung ist bekanntlich ein der Automatisierung verwandtes Problem. Auch sie war aus „seelischen“ und anderen Rücksichten heftig umstritten. Aber mehr als je geht sie ihren Weg. Stand noch vor wenigen Jahren bei der Normung die Frage der industriellen und wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit allein im Vordergrund, so herrschen heute die Erfordernisse der motorisierten Landesverteidigung. Viele Umstände verbünden sich zur Förderung der Normung. Materialersparnis, der Zwang, alle lebenswichtigen Teile austauschbar zu machen, möglichste Vereinfachung der Organisation und der Schulung aller Beteiligten. Die Schlachten der Zukunft könnten dadurch entschieden werden, daß Teile von Tanks, Autos und vielleicht von Flugzeugen austauschbar sind, daß man etwa aus einem abgestürzten Flugzeug sofort ein Materialdepot für die Reparatur eines halb zererschossenen Tanks improvisiert. Man stelle sich vor, wie dieser Zwang zur Normung wie eine kristalline Kraft das ganze fabrikatorische Gefüge des totalen Staats durchzieht und welche Unsumme von Büro- und Werkstattdarbeit notwendig ist, um diese riesige Aufgabe zu bewältigen! Der Prozeß der Weltmotorisierung wird ferner dadurch gekennzeichnet, daß einer Tendenz nach Vereinheitlichung und Zentralisierung im Organisatorischen eine andere Tendenz nach Dezentralisation entgegensteht. Ganze Werke müssen in weniger gefährdete Landschaften verlegt werden. Es handelt sich hier also um einen wehrpolitischen Akt. Dieser Vorgang aber verzahnt sich nicht ganz mit den anderen Tendenzen. Wer einmal die Geschichte der Entwicklung zum totalen Staat schreibt, wird ein Hauptkapitel der Motorrevolution zu widmen haben, welche die merkwürdigsten sozialen, organisatorischen und psychologischen Verschiebungen auslöste. Unter dem Zeichen der Motorisierung setzen ganz neue Binnenwanderungen und Umsiedlungen ein. Bauernhöfe verlassen ihren alten Platz zugunsten eines Tankübungsgebietes, Männer siedeln aus ihrem alten Lebenskreis in Tank-, Motor- und Gasthofsiedlungen über. Neue Werkgemeinschaften entstehen in rein wehrpolitisch bestimmtem Lebensraum.

Ein merkwürdig konservativer Tatbestand wäre zu vermelden. Es zeigt sich, daß die Unsumme rein organisierter und mechanischer Zweckmäßigkeiten und ihre tatkräftige Durchführung nicht darüber hinwegzutäuschen vermag, daß traditionsgebundene Erziehung so wichtig, ja vielleicht noch wichtiger ist als je. So etwas wie Feinmechanik, Motorkunde, zuverlässige Arbeit lernt sich nur in der Folge von Generationen und aus dem Geist der Tradition, der Werkgemeinschaft, der Persönlichkeit, welche ein technisches Werk schuf und ein Werk organisierte. Denkt man hier mechanisch oder hastig, so leidet die Menschenauslese, welche sich keineswegs dem Tempo reiner Organisation und Mechanik unterwirft. Es scheint ein Gesetz der Zeit zu sein, daß, je bewegter sie ist und je mehr künstliche Verschiebungen sie erleidet, sie um so mehr der Bindungen an altbewährte Erfahrung, an menschliche Einsicht und die Kraft wahrer Erziehung bedarf, die etwas ganz anderes ist als überhastete Schulung und Einsatz des Menschen nach dem Gesetz des reinen Mechanismus.

Ein Vierteljahr Außenpolitik

Auflockerung in der Weltpolitik

Am 3. Dezember 1937 plägte einem Pressephotographen am Schlesiſchen Bahnhof in Berlin eine Magnesiumbirne. Der franzöſiſche Außenminiſter Delbos, das Objekt dieſer journaliſtiſchen Tätigkeit, wandte ſich lächelnd an ſeinen deutſchen Kollegen, Freiherrn v. Neurath, und ſagte: „Bei uns heiſt es: das bringt Glück!“ — Wir greifen dieſe kleine nebenſächliche Begebenheit aus dem weltpolitischen Geſchehen des letzten Vierteljahres heraus, weil uns ſcheint, es ſei ſeit langer Zeit und vielleicht auch auf lange Zeit hinaus der hellſte und freundlichſte Augenblick in der europäiſchen Außenpolitik geweſen. Gewiſſ, er ging vorüber. Die Freude des Herrn Delbos über Herrn v. Neuraths unerwartetes Auftauchen am Zug, eine Freude, die bei ſeinen Geſprächen in Waſchau noch überall durchklang, wurde im Laufe einer ausgedehnten Südoſttournee von anderen, oft weniger erfreulichen Eindrücken zugebedt.

Aber die Viertelſtunde am Schleiſchen Bahnhof verdient feſtgehalten zu werden. Nicht nur als Symptom dafür, was ein Akt ſtaatspolitiſcher und doch auch zugleich perſönlicher Höflichkeit in außenpolitiſchen Beziehungen vermag, ſondern auch als biſher einzig greifbares Ergebnis jener Entſpannung, die durch den Halifax-Befuch in Berlin Mitte November eingetreten war. Dieſer Befuch ſelbſt war zwar nicht ohne ſtörende Begleiterscheinungen vonſtatten gegangen: die engliſche Preſſe hatte in einem merkwürdigen Gemiſch von Indiskretion und Phantaſie, vielleicht mit einer kleinen Zutat außerengliſcher ſtörender Einfluſſnahme, ein „Verhandlungsprogramm“ für die Zuſammenkunft in Berchtesgaden aufgeſtellt. Die deutſche Nationalſozialliſtiſche Parteiſkorreſpondenz gab darauf ſowohl vor wie nach dem Befuch in unzweideutiger Schärfe ihre Antwort. Doch zeigte das Londoner Kommuſiqué vom 30. November anläſſlich der Unterredungen von Chautemps und Delbos mit Chamberlain und Eden, daſſ bei aller Verſchiedenheit der Ausgangspositionen

doch eine Annäherung zwiſchen dem „weſtlichen“ Standpunkt und dem des Reiches zu verzeichnen war. Über die deutſche Rückkehr nach Genf wurde kein Wort verloren; auch der beliebte Begriff der Kollektivität war fallen geſaſſen worden; das neue Schlagwort hieß „allgemeine Regelung“ oder „Globallöſung“. Eine Konvention zur Beſchränkung der Luſtrüſtungen ſollte angestrebt werden, und in der Kolonialfrage ſchienen beide Staaten zu Zugeſtändniſſen bereit, die zwar, gemeſſen an der eindeutigen deutſchen Forderung — Rückgabe ſämtlicher Vorkriegskolonien — ungenügend waren, die aber doch einen erſten offiziellen poſitiven Schritt auf dieſem Gebiet darſtellten.

Bei dem Zuſtand weltpolitiſcher „Generalunordnung“, den wir vor einem Vierteljahr an dieſer Stelle aufzuzeichnen verſuchten, durfte niemand erwarten, daſſ ſich für alle verſilzten Probleme der Nachkriegspolitiſik nun ſofort Löſungen finden würden. Dazu waren neben den Freunſchaftsakt en zuviel Giftſtoffe, zuviel tatſächliche Konflikte vorhanden. Die „Times“ meldeten zwar lobend aus Paris, die franzöſiſche Preſſe habe kein unangebrachtes Triumphgeheul über den Befuch in London angeſtimmt, aber der „Temps“ konnte ſich doch nicht enthalten, von dem neugeſtärkten franzöſiſch-engliſchen „Blod“ zu ſchreiben. Und wenn auch mit dem einen Partner der Achſe Rom—Berlin eine Entſpannung eingetreten war, ſo begann gerade während dieſer Entſpannung eine italieniſch-franzöſiſche Preſſepolemik von ſeltener Heftigkeit. Der Pariſer Korreſpondent der „Tribuna“ wurde am 22. November zurückberufen, weil er in einem Leitartikel für eine italieniſch-franzöſiſche Verſtändigung pläbiert hatte. Wenige Tage ſpäter gab die italieniſche Preſſe Kenntnis von einigen recht groben Worten des franzöſiſchen Marineministers Campinchi über Frankreichs Abſichten gegenüber Italien. Paris dementierte, Campinchi dementierte. Die italieniſche Polemik ging weiter. Unter ſolchen Um-

ständen konnte eine „allgemeine Regelung“ in Europa nicht vorwärtskommen. Denn man mag sich darüber streiten, wie viele europäische Staaten an einer solchen Gesamtregelung teilzunehmen hätten — eines ist jedenfalls sicher, daß vier die Mindestzahl bildet: das Deutsche Reich, England, Frankreich, Italien.

Wenn wir für den Dezember und auch noch für Anfang Januar 1938 eine Art Stillstand der großen Politik in Europa feststellen, so glauben wir, daß hinter dieser äußeren Stagnation doch eine rege, teils sogar überstürzte weltpolitische Tätigkeit stand. Die Ausdehnung der Achse Rom — Berlin auf das Dreieck Rom — Berlin — Tokio hatte in London ein Erschrecken zur Folge. Viele behaupten: mit Unrecht. Aber die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Mittelmeer und Pazifik, eines außerenglischen Zusammenhangs natürlich, war den Engländern von jeher ein Schreckgespenst. Immer wieder hatte sich erwiesen, daß Japan eigenmächtig vorging, wenn Europa mit eigenen Konflikten „unabhängig“ beschäftigt war. Und nun sollte noch diese naturgegebene Drohung gegenüber dem Zustand des Empire organisiert werden! Wenn England wirklich plante, es auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit Italien im Mittelmeer ankommen zu lassen, dann konnte in engem Einverständnis zwischen Rom und Tokio eine antibritische Aktion im Fernen Osten in Gang gesetzt werden. Und umgekehrt. So sahen es viele Politiker in England an. Andre hielten das weltpolitische Dreieck für einen großen, aber erfolgreichen bluff. Die erste britische Reaktion war jedenfalls: die Entsendung von Lord Halifax nach Berlin. Die zweite: der Versuch, die seit langem sich hinschleppenden Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten voranzutreiben. Dabei verließ die Engländer ihre sprichwörtliche diplomatische Geschicklichkeit. Der Zeitpunkt der Ankündigung bevorstehender Wirtschaftsverhandlungen mit den USA., ein Tag nach Halifax' Ankunft in Berlin, war psychologisch schlecht gewählt. Und die Einladung an Norman Davis, auf der Rückreise von der Brüsseler Konferenz in London haltzumachen, wurde in Washington als ausgesprochene Ungeschicklichkeit angesehen, in einem Augenblick, da sämtliche amerikanische

Isolationisten schworen, Amerika werde nicht ein zweites Mal für England die Kastanien aus dem Feuer holen.

Unter Englands Führung wünschte somit der „Block“ London — Paris in den kleineren Angelegenheiten Europas Ruhe zu bewahren, während für unruhigere Zeiten die neue Konstellation mit den USA. vorbereitet werden sollte. Über die Bemühungen in Washington, deren zweifelhafte Erfolge erst in der zweiten Januarhälfte sichtbar werden sollten, wird später noch zu reden sein. Inzwischen mag der Faden am Schlesiischen Bahnhof wieder aufgenommen werden. Delbos fährt weiter nach Warschau. Die Reise steht unter dem Vorzeichen: Belebung und Auffrischung der französischen Allianzen in Osteuropa. Moskau wird nicht besucht. Das ist bezeichnend für die Einschätzung der Sowjetaußenpolitik, selbst von seiten einer Volksfrontregierung. Daß Moskau links liegenblieb, hat gewiß in Polen, Rumänien und Jugoslawien den besten Eindruck gemacht. Trotzdem ist in Warschau das einzige Ergebnis: „Konsolidierung der französisch-polnischen Allianz“. Die Hoffnung, zwischen Polen und der Tschechoslowakei vermittelnd zu wirken, bleibt unerfüllt. Und während Delbos in seinem Trinkspruch auf die Kollektivgrundsätze Frankreichs hinweist, antwortet höflich und elegant der polnische Außenminister Beck mit Polens Vorliebe für zweiseitige Abmachungen — wie sie ja in dem Freundschaftsverhältnis zwischen Warschau und Paris aufs schönste sich bewährten.

Auf Warschau folgt Bukarest. Rüstungskredite und ein französisch-rumänisches Kulturabkommen werden besprochen. Aber Rumänien steht gerade im Wahlkampf, die Regierung Tatarescu kann keine festen Abmachungen eingehen. Das aber, was zwischen Delbos und Tatarescu besprochen wurde, dürfte von der Regierung Goga kaum wieder aufgenommen worden sein. In Belgrad besucht Delbos den Ministerpräsidenten Stojadinowitsch, der soeben von einem mehrtägigen feierlichen Staatsbesuch in Italien zurückgekehrt ist. Er hat dort die großen Rüstungsfabriken in Mailand besucht. Er hatte die Genugtuung, daß zu Ehren seiner Anwesenheit die letzten jugoslawischen politischen Gefangenen in Ita-

lien freigelassen wurden. Zurückgekehrt, schließt er, der Vielbegehrte, mit Delbos ein Handelsabkommen. Hat aber Delbos, dessen ganze Reise weitgehend von der Sorge um die Tschechoslowakei bestimmt war, überhaupt das Gespräch auf den alten französischen Plan einer gegenseitigen Garantie zwischen Belgrad und Prag gebracht? Jedenfalls drang darüber nichts in die Öffentlichkeit. Der überaus herzliche Empfang seitens der jugoslawischen Bevölkerung mag ein kleiner Trost für die Magerkeit der politischen Ergebnisse gewesen sein. Am wohlsten fühlte sich der französische Außenminister gewiss in Prag. Doch hier hatte er einen Auftrag zu erfüllen, zurückgehend auf die Halifax-Entspannung und die Zusammenkunft in London: die Prager Regierung soll, so wünscht London, die Sudetendeutsche Frage zu einer befriedigenden Lösung bringen. Vorbereitet ist dieser Auftrag durch eine Artikelserie der „Times“, die in offenkundiger Weise die Fehlentscheidungen der tschechoslowakischen Regierung und die Unhaltbarkeit der bestehenden Situation bespricht. Man mag unterstellen, daß Herr Delbos die bittere Pille versüßte, indem er das in Marseille schon öffentlich gemachte Versprechen nachdrücklich wiederholte: Frankreich wird seinen Bündnisverpflichtungen gegebenenfalls in jeder Form und auf schnellste nachkommen.

Während Delbos noch unterwegs ist, kommen zwei französische Politiker nach Berlin. Der eine ganz offiziell, Monsieur Comert, Presseschef des Quai d'Orsay, der mit seinem deutschen Kollegen, dem Gesandten Aschmann, über eine Besserung der deutsch-französischen Pressebeziehungen erfolgreich verhandelt. Der zweite, der ehemalige französische Ministerpräsident und Außenminister Glandin, privat. Er spricht einige führende Persönlichkeiten des Dritten Reiches und kehrt zur Berichterstattung nach Paris zurück. In Paris scheint man den Eindruck zu haben, daß er es nicht verstanden hat, den freundschaftlichen Ton vom Schlesischen Bahnhof wieder aufzunehmen.

Während Delbos unterwegs ist, ereignet sich noch mehr: Mussolini läßt auf einige vorbereitende sarkastische Artikel gegen die „humanitären alten Jungfern“ in den westlichen Demokratien am 12. Dezember die

feierliche Verkündung des Austritts Italiens aus der Genfer Liga folgen. Das Deutsche Reich begleitet und unterstützt diesen Akt durch die offizielle Erklärung: „Die wieder zurück in den Völkerbund.“ Die Großmächte sehen in dem Schritt nur die formelle Bestätigung einer längst vollzogenen Tatsache. Möglich, daß der Duce selbst, in seiner realpolitischen Haltung, den Nebenzweck damit verband, in einer vor allem von Wünschen bestimmten „Entspannungs“-Atmosphäre, an die alltägliche, konfliktgeladene europäische Wirklichkeit zu erinnern.

Eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen Rom und London ist durch den italienischen Austritt aus dem Völkerbund gewiss nicht entstanden, eher war er ein Ausdruck für das seit 2½ Jahren gespannte Verhältnis. Aber anderes trägt dazu bei, neue Verbitterung zu schaffen. Die Abtrennung der koptischen Kirche in Abessinien von der koptischen Mutterkirche in Kairo löst in England vielleicht noch größeren Ärger aus als in Ägypten. Die Ersetzung Grazianis in Abessinien durch den Duca di Aosta, die zuerst als Versuch eines italienischen Entgegenkommens gedeutet wird, hat bisher noch keine auslöckernden Folgen gehabt. Daß die britische Regierung dem ehemaligen abessinischen Außenminister Zele Hawariate die Aufenthaltserlaubnis verweigert, scheint in Rom kaum als Freundlichkeit gewertet zu werden. Italienische Zeitungsartikel über die Fehler der englischen Palästina-Politik und einen Aufstand Hadramauts gegen die neu errichtete britische Herrschaft wirken nicht besänftigend. Am 20. Dezember teilt Eden dem Unterhaus mit: dem italienischen Votschafter wurde eine Warnung über die Auswirkung der italienischen Propaganda in Palästina und anderswo auf die englisch-italienischen Beziehungen überreicht. Er fügt hinzu, daß es unmöglich sein werde, die „für die erfolgreiche Durchführung von Gesprächen zur Besserung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern nötige Atmosphäre zu schaffen, solange nicht dieser Propaganda ein Ende gemacht sei“. Einen Tag später sind verschiedene Meldungen in der Presse zu lesen: Italien schickt drei neue Schwarzhemdenbataillone nach Ostafrika; der englische und der französische Luftfahrtminister

sind zu gemeinsamen organisatorischen Besprechungen zusammengekommen; Ägypten wird wahrscheinlich seine Konsulate in Tobruk (Libyen) und Addis Abeba schließen.

Die italienische Presse beklagt sich darüber, daß Eden bisher verlangt habe: Vereinigung des Spanienkonfliktes als Voraussetzung eines englisch-italienischen Gesprächs. Und nun, da in Spanien Ruhe herrsche, stelle er wieder eine neue Bedingung auf: Verzicht auf die italienische Propaganda. Damit kommen wir an einen der erstaunlichsten Punkte in dieser Übersicht des letzten Vierteljahres: über den spanischen Konflikt ist es in der Weihnachtszeit tatsächlich still geworden. Die Ernennung britischer Agenten in Nationalspanien, obwohl nicht von der offiziellen Anerkennung begleitet, hat gewirkt, als wenn in eine Waagschale, die bisher leer hoch in der Luft hing, ein Gewicht gelegt worden sei. Wohl mag das englische Gewicht noch weniger wiegen als das italienische, wohl geht ein leicht gereiztes Geplänkel über Blockadefragen zwischen London und Salamanca fort, aber der Nichteinmischungsausschuß — diese dramatische Rednertribüne, auf der im Sommer und Herbst die Leidenschaften Europas aufeinanderstießen — ist fast vergessen. Zuweilen erscheint ein inhaltsloses Kommuniké von wenigen Zeilen über eine Untersuchung, über technische Beratungen, über die Kosten der Freiwilligenzurückziehung. Das ist alles. Auf dem Kriegsschauplatz wird mit wechselndem Glück um Teruel gekämpft, und wechselnd ist auch die Ansicht über die strategische Bedeutung dieses heute in Trümmern liegenden Bergstädtchens.

Weniger ruhig sind die Verhältnisse im vorderen Orient. Auf Palästina lastet die Unsicherheit über das endgültige Schicksal, eher gesteigert als vermindert durch die Ernennung einer Palästina-Kommission am 29. Dezember. Terrorakte gehen weiter, die britische Verwaltung versucht mit immer strengerem Vorgehen, mit Militärgerichten und Todesurteilen durchzugreifen. Auch im Nachbarland Syrien flackern immer neue Unruhen auf. Die Verhandlungen mit Frankreich über die Inkraftsetzung des franco-syrischen Vertrags gehen stockend voran. Mit dem Nachbarstaat Türkei kommt es zu wiederholten Reibungen wegen des

Sandshaks von Alexandrette. — Wenn Palästina noch im ungewissen ist, nicht nur über die künftige Staatsform, sondern auch über die zukünftigen Grenzbeziehungen, wenn Syrien als einziges Ziel die Unabhängigkeit und die Vereinigung mit dem Libanon anstrebt, so sollte in Ägypten, das seinen Wunsch nach Unabhängigkeit im Sommer 1936 erfüllt sah, alles in Ordnung sein. Doch ein mißglücktes Attentat auf den Ministerpräsidenten Nahas Pascha am 28. November zeigt, daß unter dem äußeren Frieden Konflikte versteckt sind. Mitte Dezember bricht die alte Krise zwischen dem Wafd, der großen Volkspartei, und dem Königshaus wieder auf. Die Einheitsfront der Parteien, die die Unabhängigkeit von England aushandelte, ist schon längst auseinandergebrochen, und der junge König wählt einen Führer der Opposition, Mohammed Mahmud Pascha, um ihn am 30. Dezember mit der Ministerpräsidentenschaft zu betrauen. Die außenpolitischen Auswirkungen des ägyptischen Regierungswechsels werden verschieden beurteilt. Es ist wohl falsch, auch hier eine englisch-italienische Kraftprobe erblicken zu wollen. Doch die ägyptisch-italienische Spannung über die koptische Kirche ist gemildert: in der neuen Regierung sitzen weit weniger Kopten als im Wafdkabinet.

★

Der Krieg in Spanien hat schon längst aufgehört, Tagesgespräch zu sein. Auch der Krieg in Ostasien wird für alle, die nicht beteiligt sind, allmählich zu einer gewohnten Sache. Wer verfolgt noch auf der Karte den stetigen Vormarsch der Japaner ins Landinnere dieses ungeheuren Reichs? Ein schneller Vormarsch, gemessen an den Gebieten, die in kurzer Zeit besetzt wurden. Ein langsamer Vormarsch, gemessen an dem, was noch außerhalb des japanischen Machtbereichs liegt. Daß die Japaner glänzende Strategen und Kämpfer sind, daß China die Taktik Moskaus gegenüber Napoleon von 1812 wiederholen möchte, das alles ist längst zu Ende diskutiert. Nur wenn eine Stadt wie Nanking besetzt wird, wenn Gerüchte über Waffenlieferungen und Friedensvermittlungen umgehen und dementiert werden, horcht der „Mann von der Straße“ wieder kurz auf. Nur wenn die Serie der täglichen Zwischenfälle sich zu

einem kräftigen und drohenden Notenkrieg auswächst, ist er, der in den letzten Jahren mit Sensationen so verwöhnt wurde, zu fesseln. Der „Panay“-Zwischenfall am 13. Dezember z. B., bei dem ein amerikanisches Kanonenboot von japanischen Flugzeugen beschossen wird, folgend auf die Beschädigung englischer Schiffe, rückt den Ostasienkonflikt wieder in den Mittelpunkt des Interesses. Ein amerikanischer Protest folgt auf den anderen. Roosevelt fordert, daß die Angelegenheit dem japanischen Kaiser vorgelegt werde. Ja, es werden in Amerika Stimmen laut, die besagen: nur eine persönliche Entschuldigung des Mikado vermag die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten zu befriedigen.

Für Englands Politik ist dieser Panay-Zwischenfall, der erst Ende Dezember sein offizielles Ende findet, ein Geschenk des Himmels. Denn die Erregung der öffentlichen Meinung Amerikas gegen Japan muß wenigstens zum Teil dem britischen Verlangen nach einem gemeinsamen Vorgehen zugute kommen. Und das hält England, vielleicht auch Roosevelt, für bitter notwendig. Wie weit aber Amerika von solcher „Mitarbeit“ noch entfernt ist, wie genau sich Roosevelt seiner Position bewußt ist, zeigt eine Äußerung aus seiner aktivsten außenpolitischen Zeit, kurz nach der Rede in Chicago. Ein Außenpolitiker fragte ihn nach der Möglichkeit eines Waffenembargos oder einer gemeinsamen Boykottpolitik. „Mein lieber Freund“, sagte der Präsident, „Sie sind auf Seite 257. Ich bin erst auf Seite 2.“ Der englische Kommentator dieses Ausspruchs rechnet in „Round Table“ aus, daß die Genfer Resolution gegen Japan als Seite 3, Amerikas Einverständnis als Seite 4, die Einberufung der Brüsseler Konferenz als Seite 5 gelten möge. Und so bringt er es bis auf Seite 9. Aber 257 Seiten gibt es nach Roosevelts Meinung.

So ist denn auch Roosevelts Adresse an den Kongreß vom 3. Januar schon um vieles vorsichtiger, obwohl er auf „Herausforderungen“ anspielt, die in früheren Zeiten gut zu einem Krieg hätten führen können. Seine Forderung nach Aufrüstung wird vorläufig noch in den zurückhaltenden Satz gekleidet: „Entschlossen in unserer festen Absicht, die Rechte anderer zu wahren und

Achtung vor unseren eigenen Rechten zu fordern, müssen wir in unserer Selbstverteidigung ausreichend stark bleiben.“ Am 5. Januar wird das Budget vorgelegt; die wichtigsten Punkte: ein hohes Defizit, hohe Rüstungsausgaben. Am 7. Januar offizielle Ankündigung über den Beginn der Handelsvertragsverhandlungen mit England. Am 10. Januar Abstimmung gegen die Ludlow-Resolution. Damit wird der Weg für die Vorlage von Roosevelts Aufrüstungsprogramm frei.

Dazwischen aber stehen immer wieder französische und englische, vor allem englische Ungeschlichkeiten, die genau das Gegenteil von dem bewirken, was Paris und London erreichen wollen. Am 10. Januar schreiben die „Times“: „Amerika rüstet auf. Japanische Bomben haben dazu beigetragen, die amerikanische öffentliche Meinung in einem vor sechs Monaten noch unvorstellbaren Maße zu aktivieren für die Neubewertung der Möglichkeiten paralleler Aktion mit anderen Mächten im Fall der Not und für eine Politik der Bereitschaft, die jeder Herausforderung gewachsen wäre.“ Und Mitte Januar beschreibt der „Temps“ die Entsendung dreier amerikanischer Kreuzer zur Eröffnung der Hafenausbauten in Singapur als „symbolische Demonstration englisch-amerikanischer Zusammenarbeit“. Dauernd versuchen die Engländer, darzustellen, daß Washington und London im Fernen Osten gemeinsam vorgehen. Und das amerikanische Volk will doch nur eines: unabhängig vorgehen, unabhängig bleiben! Nichts könnte Roosevelt, wenn er je einmal den Mut hätte, im Buch der Kollektivaktion ein paar Seiten weiterzublättern, mehr in Verlegenheit bringen als diese drängend freundschaftliche Betonung gemeinsamer Interessen, gemeinsamer Ziele, gemeinsamer Notwendigkeiten. Und es bedarf schon eines so spitzfindigen Geistes wie Walter Lippmanns, um hier wieder Gegengewichte zu schaffen, wenn er in der „New York Times“ schreibt: „Es ist ebenso demütigend wie gefährlich, wenn lebenswichtige Entscheidungen der amerikanischen Politik nicht in Washington, sondern in Tokio gemacht werden, und wenn sie nicht deshalb getroffen werden, weil wir sie für klug halten, sondern weil Japan sie für nützlich hält.“

*

Doch wir sind in den Pazifik- und Atlantikfragen schon weit in den Januar vorgerückt und müssen zu Europa zurückkehren, um den Gleichschritt mit dem Verlauf der Ereignisse zu wahren. Hier wurde inzwischen vergessen, daß das Delbos-Wort nicht nur bei Deutschen und Franzosen, sondern wohl bei allen europäischen Völkern einen gemeinsamen Glauben ausspricht: Scherben bringen Glück. Die Westmächte wollen immer noch die einzige Form europäischer Gemeinsamkeit in den riesigen Hallen der Genfer Viga sehen. Die 100. Ratstagung wird vorbereitet, gewiß mit gemischten Gefühlen. Denn in der Schweiz ist inzwischen die Bewegung zur Rückkehr in die absolute Neutralität immer stärker geworden, und Bundespräsident Motta ist beauftragt, darüber Bericht zu erstatten. In den skandinavischen Staaten und in Belgien steht man dem Artikel XVI (Sanktionsartikel) mit größter Zurückhaltung gegenüber, und in Polen hält Außenminister Beck eine Rede, die an Offenheit über die „Société des Nations“ nichts zu wünschen übrigläßt. Bevor es jedoch zur „Jubiläums“-Sitzung kommt, macht der Sturz der französischen Regierung eine Verschiebung der Tagung nötig. Finanz- und Sozialkrise erzwingen am 14. Januar Chaumetps' Rücktritt. Vier Tage vergehen mit vergleichlichen Versuchen, die Krise zu lösen. Schließlich bildet Chaumetps ein neues Kabinett, in dem die Kommunisten ausgeschaltet bleiben und eine stärkere Konzentration zur Mitte hin versucht wird.

Hier sieht man zum zweitenmal in kurzer Zeit die starke Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenpolitik. In Rumänien hatte die Einsetzung der Regierung Goga, der sofortige Austausch von Freundschaftsbeziehungen mit Italien und der Achsenpolitik bis zu einem gewissen Grad eine Neuorientierung der Donaupolitik bewirkt. Nun zeigt das Kabinett Chaumetps mit der Einsetzung Daladiers über alle Wehrministerien und der Ernennung Gamelins zum Chef der gesamten Wehrmacht die Entschlossenheit, im Gesamtorganismus Frankreich das Heer hervorzuheben und zu stärken. Nachdem England schon vor längerer Zeit ein Koordinationsministerium unter Inskip geschaffen hatte, ist nun auch in Frankreich

eine einheitliche Führung aller drei Waffengattungen bewirkt.

In umgekehrter Richtung läuft die Entwicklung in Sowjetrußland. Hier hat sich mit den zahlreichen Erschießungen des Frühjahrs zuerst eine Schwächung des Heeres ergeben. Aber bei dem engen Zusammenhang, der immer zwischen Politik und Kriegsführung bestehen muß, durfte nach der „Säuberung“ des Heeres auch eine Reinigungsaktion in der Außenpolitik erwartet werden. Sie hat sich denn auch mit dem lautlosen Verschwinden zahlreicher Sowjetbotschafter und -gesandter von ihren Missionen eingestellt.

In Genf spielt sich das übliche Schauspiel ab. Noch sorgfältiger als sonst werden öffentliche Sitzungen vermieden und durch vorbereitende private Besprechungen ersetzt. Zahllose Geheimverhandlungen führen schließlich zu einer Resolution über den Ostasienkonflikt, die sich nur wenig von der Brüsseler Resolution unterscheidet und die unter Stimmenthaltung Polens und Perus angenommen wird. Die Debatte über die Reform des Paktes führt zu nichts anderem als einer Vertagung bis zur Vollversammlung im September.

Unabhängig von all diesem geht die Politik der „Achsen“-länder ihren Gang. Vom 8. bis 12. Januar findet in Budapest die Konferenz der Römerpaktstaaten statt. Trotz der schon vorher erfolgten Lockerung der Wirtschaftsverbindungen wird die gemeinsame Politik aufrechterhalten. Ungarn und Österreich erklären sich bereit, die Regierung Franco anzuerkennen und, obwohl sie nicht dem Antikominternpakt beitreten, findet sich doch eine Formel für den gemeinsamen Kampf der drei Staaten gegen den Bolschewismus. Beck hält sich auf dem Weg nach Genf einige Tage in Berlin auf. Stojadinowitsch wird in feierlichem Staatsbesuch im Reich empfangen, und beide Teile erklären sich höchst befriedigt über die Ergebnisse der Besprechungen. Der Besuch des Führers wird in Rom für den Jahrestag der Imperiumsfeier angekündigt, und wenn auch der Tag des Besuches noch nicht so endgültig festgelegt ist, so ist doch diese neue Demonstration der Solidarität des Reiches und Italiens für das Frühjahr angelegt.

Auch auf außereuropäischem Gebiet ist Ita-

lien nicht untätig geblieben. Ein 25-jähriger Freundschaftsvertrag mit dem Yemen wurde abgeschlossen; und wenn man das Land Hadramaut im südlichsten Arabien als englische Interessensphäre ansehen mag und Saudi-Arabien als englandfreundlich, so liegt auch hier ein nach Italien ausgerichteter Staat nun zwischen zwei britischen Einflußsphären. Einen weiteren Vorstoß in die britisch-arabische Sphäre bedeutet die Bildung einer italienischen Vankniederlassung im Irak. Damit wird eine Tradition wieder aufgenommen, die infolge der finanziellen Anspannung während des Abessinienkriegs kurz unterbrochen war.

Die englisch-italienischen Beziehungen haben sich um die Jahreswende nicht gebessert. Ein Jahr und einen Tag nach Abschluß des „Gentleman's Agreements“ nimmt der englische Rundfunk seine Sendungen in arabischer Sprache auf, ein Stück unversetzter Gegenpropaganda, das in der englischen Geschichte neu ist. Das Gespräch zwischen Perth und Ciano, das gleichzeitig stattfindet, gibt zur Vermutung Anlaß, daß nun endlich die Verhandlungen in Gang kommen. Noch ist es nicht so weit.

Italien und England sind nicht die Einzigen, die sich um die Welt des Islam bemühen. Auch in Japan wird die Frage erörtert, ob nicht die mohammedanischen Staaten dem Antikominternpakt angegliedert werden könnten. Die andere Frage, die Frage des Kampfes zwischen der weißen und der gelben Rasse, vom japanischen Innenminister ohne besondere Betonung vor seinem Amtsantritt aufgeworfen, wird von den westlichen Demokratien als Beweis für Japans aggressive Absichten aufgegriffen und ausgewertet. Im eigentlichen Fernostkonflikt haben sich, abgesehen von dem dauernden kriegerischen Vormarsch der Japaner, zwei wichtige Ereignisse abgespielt. Erstens: die Vermittlungsaktion zwischen Japan und China ist am Widerstand Tschiangkai-scheks gescheitert. Das Deutsche Reich tritt wieder in die Rolle eines neutralen Beobachters zurück. Zweitens: der Kaiserliche Rat in Tokio hat beschlossen, in Zukunft nicht mehr mit der chinesischen Zentralregierung zu verhandeln. „Sie sieht der Errichtung und dem Wachstum eines neuen chinesischen Regimes entgegen, bei dem man auf harmonische Zusammenarbeit

rechnen kann . . . Es ist unnötig auszusprechen, daß damit keine Änderung eintritt in Japans Politik der Achtung für die territoriale Integrität und die Souveränität Chinas, wie auch der Rechte und Interessen anderer Mächte in China.“ Daß England nichtsdestoweniger seine Interessen in China schwer geschädigt sieht, ist bekannt. In Amerika ist die Stimmung immer noch zwiespältig. Das wirkt sich auch in der Außenpolitik aus. Am 4. Januar wird gemeldet: die USA-Streitkräfte in China werden verringert — und zwei Tage später wünscht Washington, die Insel Guam im Pazifik zu besetzen.

Der wahre Konflikt ist inzwischen jedoch vom Krieg in China zur Flottenfrage hinübergewechselt. Am 7. Januar werden die neuen italienischen Flottenpläne veröffentlicht, die nicht über die des Londoner Vertrags hinausgehen, die in England keine unfreundlichen Kommentare erregen, jedoch in Frankreich eine Diskussion über die Rückständigkeit der französischen Flotte entfesseln. Mitte Januar will man in London wissen, daß Japan beabsichtige, mit seinen Kriegsschiffbauten über das Londoner Flottenbauprogramm hinauszugehen. Am 17. Januar wird ein erhöhter Kriegsschiffbau der USA. in Aussicht gestellt. Am 20. Januar dementiert Tokio, daß es beabsichtige, über die Grenzen des Vertrags hinaus Schiffe zu bauen. Am 21. Januar bekommt der englische Botschafter in Tokio, nach vorausgegangener englisch-amerikanisch-französischer Fühlungnahme die Weisung, sich nach den japanischen Bauabsichten zu erkundigen. Am 24. Januar: Erklärung Tokios, daß Japan keine 43 000- oder 45 000-t-Schiffe baue, aber an der Geheimhaltung seiner Flottenbaupläne festhalte. Am 28. Januar Veröffentlichung des neuen amerikanischen Flottenbauprogramms. Am 31. Januar kündigt der neue französische Marineminister Bertrand an, die französischen Flottenbaupläne müßten von Grund auf revidiert werden.

Soweit wäre alles nach englischem Wunsch und glänzend verlaufen. Nun aber beginnt der amerikanische auswärtige Ausschuß mit einer gründlichen Untersuchung der Frage der Flottenaufrüstung. Es kommt heraus, daß vor kurzem Captain Ingersoll von der Kriegsplanungsabteilung zu Besprechungen

mit der englischen Admiralität in London war, und daß Roosevelt die Bekanntgabe seiner Flottenbaupläne bis nach der Rückkehr Jngersolls verschoben hatte. Damit ist der Teufel los. Admiral Leahy muß vor dem Ausschuß die Regierungspolitik verteidigen und wird bestürmt, über den Inhalt der Jngersoll'schen Gespräche zu berichten. Von einem Admiral darf vielleicht keine diplomatische Schlagfertigkeit erwartet werden. Jedenfalls verweigert Leahy die Aussage mit der Begründung, daß sie „lebenswichtige Informationen bezüglich der Verteidigung unseres Landes“ enthalte. Unglücklicher hätte seine Antwort nicht ausfallen können. Das klingt doch ganz nach Bündnisverhandlungen mit England! Oder zum mindesten hat das fremde, das böse europäische England Einblick getan in lebenswichtige amerikanische Verteidigungsfragen, die den zuständigen amerikanischen Bürgern vorenthalten bleiben sollen! Solches ist nicht wieder gutzumachen. Auch nicht mit Leahys kategorischer Erklärung, zwei Tage später, daß die USA-Marine nur auf sich gestellt sei, mit keiner fremden Hilfe rechne und keine Bündnisse eingegangen sei. Selbst Hulls dreimaliges unweideutiges „Nein“ auf die Fragen des Senats vermag das Mißtrauen nicht ganz zu beheben. Zu allem Überflus erklärt zwei Tage nach Hulls Dementi der Orford Professor Gilbert Murray, ein Biganfanatiker und genauer Kenner der englischen Außenpolitik, England habe in Washington die Versicherung abgegeben, es werde die Vereinigten Staaten überall unterstützen!

Die Opposition in Amerika beruht zum geringsten Teil auf Mißtrauen gegenüber der Regierung Roosevelt, zum größten Teil auf den traditionellen Schwierigkeiten der amerikanischen Außenpolitik. Auf eine kurze Formel gebracht, ist der Kreislauf folgender: Amerika will keinen Krieg. Um allein allen Angriffen gewachsen sein zu können, muß es aufrüsten. Sobald es aufrüstet, erhebt sich in Südamerika wieder das Geschrei von der Pankeegefahr, und bezüglich der ideologischen Aufspaltung der südamerikanischen Staaten ist Washington sowieso schon besorgt. Will man aber mit Rücksicht auf Südamerika nicht aufrüsten, so muß man unter Umständen Beistand bei einer anderen Macht suchen. Das bedeutet Teil-

nahme am Krieg. Aber Amerika will keinen Krieg.

Überlassen wir Amerika seinem jahrhundertelangen Dilemma und England seiner Sorge um den so schwer zu behandelnden angelsächsischen Partner, und kehren wir zur europäischen Politik zurück. Die Periode der innen- und außenpolitischen Neuorientierungen, die mit der französischen Kabinettskrise anfang, nimmt mit der deutschen Regierungsumbildung vom 4. Februar ihren Fortgang. Bei aller strukturellen Verschiedenheit der beiden Staaten, die zusammen den Kern des kontinentaleuropäischen Problems bilden, ist eine gewisse Parallelität doch sichtbar: der Koordination der drei Waffengattungen in Frankreich entspricht im Reich die Konzentrierung der Wehrmachtsleitung in den Händen des Führers. Im Reich ist darüber hinaus ein Wechsel im Außenministerium vollzogen und in verschiedenen Botschaften eingeleitet. Das große Rätselraten, das baraufhin im Ausland über die künftige Führung der deutschen Außenpolitik eingesetzt hat, läßt das Wichtigste außer acht: es mag der eine Botschafter mehr nach der einen oder nach der anderen Hauptstadt ausgerichtet sein — das ist seine Pflicht als Beauftragter in einem besonderen Land — die Führung bleibt jedenfalls in Berlin, wo sie immer war: in den Händen des Führers.

*

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, das wie eine kleine Bosheit des waltenden Geschicks gegenüber dem Chronisten der Ereignisse und dem künftigen Historiker erscheint, daß fast gleichzeitig mit der deutschen Kabinettsumbildung nicht nur ein neues Aufladern des Spanienkonflikts, sondern auch ein ernsthafter Versuch englisch-italienischer Annäherung einherging. Denn der Historiker hat es mit der Aufzeichnung von ursächlichen Zusammenhängen zu tun. Er ärgert sich, wenn Dinge „zufällig“ nacheinander passieren, die nichts miteinander zu tun haben — und umgekehrt. Wir verzeichnen: am 1. Februar wurde der englische Dampfer „Endymion“ von unbekannten U-Booten versenkt. Am 2. Februar bittet Eden den französischen und den italienischen Botschafter zu einer Unterhaltung über englische Vorschläge zur

Verstärkung der Abmachungen von Nyon. Am 3. Februar erklärt sich die französische Regierung mit den englischen Vorschlägen einverstanden. Am 4. Februar wird der englische Dampfer „Alciras“ von zwei unbekannten Flugzeugen versenkt. Corbin und Grandi teilen Eden das Einverständnis ihrer Regierungen mit der Verschärfung von Nyon mit. Danach wird jedes U-Boot, das untergetaucht im Mittelmeer außerhalb der spanischen Dreimeilenzone angetroffen wird, von den patrouillierenden Mächten versenkt. Am 6. Februar: scharfe englische Note wegen der Schiffsversenkungen an Franco. Am 7. Februar: „Offene“ Erklärung Edens über Spanien. Warnung an Franco, die englische Geduld sei nicht unerschöpflich. Am 8. Februar lange Unterredung Grandis mit Plymouth, nachdem er „schon wichtige Unterredungen mit Eden gehabt hatte“. Gesprächsthema: Freiwilligenzurückziehung. England sieht in der Spanienfrage den einzigen Hinderungsgrund gegen eine Besserung der Beziehungen mit Italien und hofft auf Einigung. Paris hält seit langer Zeit zum erstenmal die italienische Regierung für „glänzend disponiert“. In Paris spricht man von einem Nachgeben Mussolinis; in Rom von einer plötzlichen Schwenkung der englischen Politik. Das sind Prestigefragen. Sie wiegen vielleicht nicht zu schwer. Wie dem auch sei: am 10. Februar ist Grandi schon wieder bei Eden, und die Besprechungen werden fortgesetzt. Sie werden sogar fortgesetzt über das Widerstreben Edens hinaus, ja, sie scheinen die Hauptsache für Edens Rücktritt gewesen zu sein.

Wenn die vermeintliche Kehrtwendung Mussolinis in Paris schon große Hoffnungen auslöste, Hoffnungen auf eine Rückgliederung Italiens in die Stresafrent, so blieb diese Freude von kurzer Dauer. Denn die vielstündige Besprechung auf dem Obersalzberg von Adolf Hitler und seinen Beratern mit Bundeskanzler Schuschnigg und Staatssekretär Schmidt führte zu einer unerwartet schnellen Einigung zwischen dem Deutschen Reich und Österreich, zu einer in Aussicht gestellten weitgehenden Angleichung der Wiener Politik an die des Dritten Reiches, die die Möglichkeit einer akuten Krise zwi-

schen beiden Ländern von vornherein abschneiden sollte. Mochten nun die Pariser Blätter noch so sehr in Selbstvorwürfen wie in Anklagen gegenüber England und Italien sich ergehen — eine Tatsache war jedenfalls vor aller Welt klageworden: das „Problem Österreich“, das immer als unüberwindliches Hindernis einer vollen Einigung zwischen Berlin und Rom galt, war in gegenseitigem Einverständnis einen großen Schritt vorwärtsgetrieben worden. Die im Ausland soviel erörterte Frage nach den deutschen „Gegenleistungen“ für die italienische Nachgiebigkeit mag vielleicht ein späteres Kapitel der weltpolitischen Chronik beschäftigen — heute jedenfalls sind keine Anzeichen einer solchen „speziellen Gegenleistung“ zu erblicken.

So kann heute von einer Auflockerung der lange Zeit festgefahrenen Fronten gesprochen werden. Das Problem „Mitteleuropa“, das den Westmächten seit Jahren so viel platonische Sorgen verursachte, ist einer Lösung im deutschen Sinn nähergerückt, die Entspannung zwischen Italien und den Westmächten, deren Fehlen zur Zeit des Halifax-Besuchs und der Freundlichkeiten am Schlesißen Bahnhof ein Gespräch zu vierein verhinderte, scheint in die Wege geleitet. Die innen- wie außenpolitisch richtunggebende große Reichstagsrede des Führers am 20. Februar muß in diesem Schwebezustand den Auftakt einer neuen Entwicklung bedeuten. Daß an demselben 20. Februar abends der Rücktritt des englischen Außenministers Eden erfolgte, des Mannes, der als die Seele der englischen Völkerbunds- und Sanktionspolitik galt, mag sich ebenfalls im Sinn einer „Auflockerung“ auswirken. Chamberlains Absicht ist es offenbar, von der Atmosphäre der Stagnation, die er als Erbe Baldwins angetreten hat, hinweg und zu raschen europäischen und weltpolitischen Entscheidungen zu gelangen. Die Spannung, mit der die ausländischen Kabinette auf die Rede Adolf Hitlers gewartet haben, beweist, wie sehr sich das Deutsche Reich in letzter Zeit politisch in den Mittelpunkt dieser europäischen Entscheidungen gestellt hat.

Margret Boveri.

Literarische Rundschau

Eine deutsche Frau

Das mit 24 Abbildungen geschmückte Lebensbild einer deutschen Frau „Elisabeth von Staegemann“ von Margarete von Olfers (Leipzig, Koehler & Amelang. M 4,80) ist doppelt wertvoll: einmal als Spiegelbild aus sehr verschiedenartigen Zeitaltern deutscher Kultur, und dann durch die eigenartig reizvolle Persönlichkeit dieser Frau, die ihre Ur-erkelin uns ganz nahezubringen versteht. Sie schreibt im Vorwort: „Ich kann wohl sagen, daß ich dieses Leben erfüllt habe, nicht nur als Nachfahrin, sondern vor allem auch in liebevollem Nachsinnen und Sichhineinversetzen in das Wesen einer Frau, deren Gedächtnis wert ist, erhalten zu bleiben.“ Die warme, lebendige Schilderung führt uns zuerst an das Sterbebett von Elisabeths Großmutter, läßt uns an dem Aufblühen ihrer Tochter Regina teilnehmen und rollt dann das Lebensbild Elisabeths auf. Wir verfolgen ihr langes, viele Jahre durch die erste unglückliche Ehe getrübt, später aber unter günstigem Stern stehendes Erdendasein. Ihre „ungleich kindliche und bedeutende“, künstlerisch wie menschlich reich begabte Persönlichkeit, an der „nichts kunstvoll Gebrechtes“ war, gewann ihr die Herzen aller, die ihr nahe traten. Wir werden ergriffen von ihrem ersten, durch den von Herzog Friedrich Karl von Holstein-Beck erweckten Liebes- traum, der sich dank ihrer Lauterkeit und Selbstzucht in lebenslängliche wahre Freundschaft wandelte. Unter ihren Freunden finden wir Immanuel Kant, den Komponisten Reichardt, den Schriftsteller von Hippel, den jungen, später als Politiker hervortretenden Genk, dessen eingestreute Briefe an sie schon den großen Stil- künstler zeigen, und den Studenten Staegemann, der sie nach langen Jahren treuen Wartens als Lebensgefährtin heimführen durfte. In Berlin, wo er als Staatsmann zu hohen Ehren emporstieg, traten ihr auch der unglückliche Heinrich von Kleist nahe und Clemens Brentano. Der junge Hein-

rich Laube vergleicht die in den erschütternden Jahren von Deutschlands Erniedrigung gereifte, immer harmonischer werdende Elisabeth mit „einem friedlich abgeschlossenen Tal, über dem der Odem der Ewigkeit und wohlthätiger, unwandelbarer Ruhe liegt“. Ihre holde Tochter Hedwig, „in deren Dasein Elisabeths Leben seine Vollenbung fand“, steht wohl den meisten Lesern dieses Buches in leuchtender Erinnerung durch ihre Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, und ebenso Elisabeths Enkelin Marie von Olfers, deren Lebensbild ihre Nichte Margarete uns vor ein paar Jahren schenkte. In diesem neuen Werk erweist Margarete sich als echte Nachfahrin dieser kultivierten, vielseitig begabten Höhermenschen, die auch heute jedem, der sich in sie vertieft, beglückende Lebensbereicherung bedeuten werden.

Charlotte von Zeromski.

Die Tilmansöhne

Der Herausgeber oder die Herausgeberin der vielbesprochenen, viel gelobten und viel angefeindeten Briefe einer Liebe, die unter dem Titel „Das Herz ist wach“ erschienen sind, M. B. Kennicott, ist nun mit einem eigenen Werke hervorgetreten: „Die Geschichte der Tilmansöhne“ (Tübingen, Rainer Wunderlich. M 7,80). Hier wird dem Jüngsten der ausgedehnten Familie die Geschichte seines Geschlechts von seiner Großmutter erzählt. Zunächst wird man ein leises Mitgefühl für diesen Jüngsten nicht los, denn auch für den Erwachsenen ist es unmöglich, ohne den vorsorglich dem Buche vorangestellten Stammbaum des ganzen Geschlechts sich auch nur einigermaßen in den verwickelten Familienbeziehungen zurechtzufinden, und auch mit dem Stammbaum ist es noch reichlich schwierig. Denn diese Familie, deren Zweige von Süddeutschland über Ostpreußen nach Schweden und England sich ausdehnten und auch in den fremden Ländern völlig heimisch wurden, bildet in ihrer Gesamtheit so etwas wie die Vereinigten

Staaten von Europa. Bei dem Gewicht dieses Buches und dem Rang, den niemand dem Verfasser(in) abprechen kann, sei ein Einwand vorangestellt, den man auch bei der Briefsammlung nicht überwinden konnte: auch hier wird in einer sehr direkten Weise von Dingen ohne Scheu gesprochen, von denen in dieser Deutlichkeit und Direktheit zu sprechen nicht allen Menschen gegeben ist. Doch wieviel man davon vertragen kann, ohne eine gewisse Peinlichkeit zu empfinden wegen zu großer Nähe und zu intimen Einblicks in die persönlichsten Bezirke anderer, das hat schließlich jeder mit seinen eigenen Anschauungen auszumachen. Dieses Werk verlangt und verdient eine solche persönliche Auseinandersetzung. Denn einmal ist in dem ganzen Buche eine Atmosphäre von feinsten Geistigkeit, anständige Kultur voll Haltung, feilscher Reichtum, Gefühl für Wert und Unwert menschlicher Dinge und eine große Lebensklugheit, daß die Unterhaltung mit einer so reifen und interessanten Persönlichkeit sehr lohnend ist. Zum andern aber — und hier mündet das Buch in die brennendsten Probleme unserer Tage — ist hier das in Leiden erlebte Problem zur Erörterung gestellt, ob über alle nationalen Grenzen hinweg überhaupt eine freie, würdige und dauerhafte menschliche Verbindung möglich ist. Das Buch beantwortet diese Frage nicht unmittelbar, sie ist wohl auch nicht zu beantworten. Aber man zieht aus diesem Buche Erkenntnisse, denn der Weltkrieg hat in seiner schwersten Form der Verletzung und des Hasses auch diese deutsche Familie und ihre englischen Verwandten überschattet. Man darf als den Versuch einer Lösung annehmen, daß der Sohn eines englischen Vaters und einer deutschen Mutter, den das Kriegserlebnis zutiefst in seiner Seele verwundete, nach dem Kriege eine Zweigfabrik seines englischen Werkes in die alte süddeutsche Heimat verlegte, ohne seine beispielhafte Arbeit an gleich ihm innerlich verwundeten britischen Kriegsteilnehmern in England aufzugeben.

Kalender

Der Deutsche Reichspostkalender für 1938 (Leipzig, Konfordia-Verlag, RM 2,80), der immer für drei Tage ein

Blatt bringt, unterrichtet auch in diesem Jahre wieder in geschickter und einprägsamer Weise über die Arbeit, Ziele und Pläne der Reichspost und ihre und ihrer Beamten große Leistungen. Gut ausgewählte Bilder und Zeichnungen, viele praktische Hinweise und Auskünfte bestätigen die Beliebtheit dieses Kalenders. — Auch die deutsche weltwirtschaftliche Gesellschaft läßt für 1938 den deutschen Weltwirtschaftskalender erscheinen (RM 2,20). Er faßt je vier Tage zusammen auf einem Blatt, gibt eine Übersicht über das wichtige Geschehen in der Weltwirtschaft im verflossenen Jahre und Ausblicke auf die Linien der Weltwirtschaft 1938. Der Vierjahresplan und die deutschen Möglichkeiten für den Export finden ihre besondere Berücksichtigung. — Der „Volksdeutsche Kalender“, herausgegeben von Franz Bäsch, der von der deutschen Volksgruppe in Ungarn jetzt im zweiten Jahre bearbeitet ist (Budapest, „Kulturrat“-Verlagsgesellschaft. RM 1,—) und der „Landwirtschaftliche Kalender für Polen“, herausgegeben vom Verband deutscher Genossenchaften in Polen (Posen, Landwirtschaftliches Zentralwochenblatt für Polen. RM 1,50) bringen beide wertvolle Beiträge und Hinweise für die Landwirte und Bauern in Ungarn und Polen, sind praktisch im Gebrauch und zeigen in der Auswahl der erzählenden und Bildbeiträge in gleicher Weise die feste Bindung der Volksgruppen an das deutsche Volkstum wie ihre loyale Staatsbürgerschaft im Lande ihres Wohnsitzes. — Der „Kalender der Auslandsdeutschen 1938“ mit einem Blatt für je 3 Tage und wie gewohnt interessanten Bildern aus der Arbeit und dem Leben der Deutschen im Auslande und an den Grenzen liegt nun vor und bringt als hübsche Neuverlegung 6 bunte Blätter, die als Postkarten gedruckt sind (Verlag Volk und Reich. RM 3,—).

Deutsche Bergsteiger

Wir hatten die Möglichkeit, im Novemberheft die Bezwingung des Siniolchu durch die deutsche Himalaya-Expedition aus der

Jeder ihres Führers Paul Bauer unseren Lesern mitzuteilen. Jetzt liegt von Paul Bauer ein prachtvolles Buch vor: „Auf Rundfahrt im Himalaya“ (München, Knorr & Hirth. RM 7,50). Bauer schildert hier in packender Weise die großen Erfolge der deutschen Bergsteiger mit der Eroberung des Siniolhu und des Simyu im Jahre 1936, die die Besteigung des Nanga Parbat vorbereiten sollten. Zu den vielen Abwehrkämpfen des Berges gegen die Versuche von europäischen Bergsteigern, ihn zu bezwingen, kam im Jahre 1937 der schwere Schlag gegen die deutsche Expedition, bei der die Deutschen Wien, Hartmann, Frankhauser, Hepp, Glöckner, Mühlritter und Pfeffer mit einer Reihe der treuen Träger umkamen. Paul Bauer flog unmittelbar nach dieser Katastrophe zum Himalaya, und es gelang ihm die Bergung von fünf der toten Kameraden unter unerhörten Anstrengungen. Es soll besonders hervorgehoben werden, in welch großzügiger Weise die englischen Behörden und die englischen Flieger diese Rettungsaktion unterstützten. Das Buch ist ein hohes Lied auf deutsche Bergsteigerleistung, die ihren Glanz über alle Rückschläge hinweg behalten wird als ein Beitrag des Ringens der gesamten Menschheit um die Begwindung des Gipfels der Welt. Die nahezu 100 Kunstdruckbilder sind von unerhörter Eindruckskraft.

Rudolf Pechel,

Die drei Brüder

Verwandt mit Felix Zimmermans, doch um manche Tönstufe schwerer und tiefer gestimmt, ist in den letzten Jahren Antoon Coolens Erzählweise in Deutschland bekannt geworden. Des Nordbrabanters neuester Roman „Die drei Brüder“ (Leipzig, Insel-Verlag) greift inhaltlich über fein im vorigen Jahr erschienenen Buch „Das Dorf am Fluß“ zurück und zeigt, woher der Held dieses Buchs, der Arzt Tjerk van Zaake, stammt. Friso, sein Vater, ist das Urbild eines Bauern doktors und zugleich ein friesischer Herrenmensch, der das Leben zu packen versteht. Groß ist er in der Urwüchsigkeit seiner Heilweisen, groß ist er bei seinen phantastischen Festen, groß selbst, wenn er säuft. Laut und lärmend mutet oft sein Leben an, aber ebenso viel Zartheit und Stille ist da. Seiner Frau duldbende Liebe, seines Sohnes Wobbe verträumte Franziskusnatur, des zweiten Sohnes unglückselige Ehegeschichte — alles das wirkt bescheiden neben Frisos riesenmäßiger Gegenwart, obwohl in allem, was in dieser Familie geschieht, unerbittliche Ehrlichkeit und Schicksalsbereitschaft walten. Es könnte so scheinen, als habe sich die Stammeskraft an Friso verausgabt, wäre da nicht jener Tjerk, der „die Fackel weiter trägt“. Aus Helle und Dunkelheit ist das Bild eines Stücks Leben entstanden, das mitzuleben und mitzubedenken sich verlohnt.

Georg Kurt Schauer.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Walther Pahl, Berlin — Otto Freiherr v. Taube, Gautig bei München — Professor Kurt Kluge, Berlin — Dr. Otto Smelin, Bensberg-Neufrankenhorst bei Köln — Dr. Werner Hollmann, Brandenburg — Gerhart Pohl, Wolfshau, Niesengebirge — Dr. Margret Boveri, Berlin — Charlotte v. Jeromski, Bonn — Dr. Georg Kurt Schauer, Leipzig

Hauptchriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald. Fernruf: Berlin 22 1856 • **Verlag und Anzeigenannahme:** Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • **Verantwortliche Anzeigenleiterin:** Ilse Schürmeister, Leipzig • **DL IV. Jg. 1937:** 4000 • **Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig** • **Druck:** Reclam-Druck Leipzig • **Anberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter sagt** • **Übersetzungsrechte vorbehalten** • **Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.**

Erna Piffel

Deutsche Bauern in Ungarn

Mit einführenden Beiträgen
von Prof. Dr. A. Haberlandt (Wien) und Dr. Ernst Rieger (Münster)

Bekenntnis des Verlages

Als wir Erna Piffels Arbeiten zum ersten Male sahen, stand es für uns fest, daß man sie der deutschen Öffentlichkeit zugänglich machen müsse. Was den Betrachter dieser Bilder sofort gefangenimmt, ist natürlich nicht die äußerste Sorgfalt in der Aufnahme der Farben und Formen, die den Volkskundler begeistert, sondern es ist das tief Menschliche, das wesentlich Deutsche, das uns anspricht — und das nicht eine Trachtenmalerin, sondern nur eine begnadete Künstlerin so lebendig sprechen lassen konnte. Darum gehören diese Arbeiten nicht in die Schaufenster der Museen und nicht nur in die Hand des Volkskundlers; nein, sie sollen in viele, viele Hände gelangen, sie sollen Tausenden und aber Tausenden sich einprägen als Zeugnisse des Lebens einer deutschen Volksgruppe außerhalb der Reichsgrenzen und so zu einem Kraftspender gesamtdeutschen Volksbewußtseins werden.

Es ist nicht möglich, in trockenen Worten zu sagen, was dieses Buch für die deutsche Sache bedeutet. Es muß für sich selber sprechen. Wer es einmal in Händen hat, wird es nicht wieder hergeben wollen.

Von dem Reichtum des Inhalts

Im Mittelpunkt stehen die Aquarelle und Zeichnungen von Erna Piffel, vierzig an der Zahl; die meisten davon sind in achtfarbigem Offset und in ganzer Seitengröße wiedergegeben. Hierzu der Text, dessen Reichhaltigkeit die folgenden Abschnitts-Überschriften erkennen lassen: Von den Namen der Deutschen in Ungarn / Was in Vértesszék im Jahr 1870 zur „Ausstaffierung“ einer Braut gehörte / Die kunstvollen Mädchenfrisuren / Rosmarin / Schwänke, erzählt in Hajós in der Kékestető / Frauen aus dem Schildgebirge erzählen / Von der Laufgabel / Kinderlieder und Sprüche / Aus dem Christkindspiel in Groß-Turwal / Von der Hartauer Tracht / Zwei alte Lieder aus Hartau.

Von der Ausstattung des Werkes

Der Satz wurde von der Offizin Haag-Drugulin zu Leipzig aus der schönen Claudius-Straktur von Professor Rudolf Koch hergestellt; den Notensatz besorgte die Werkstatt „Haus zum Fürsteneck“ in Frankfurt am Main. Der Druck erfolgte in achtfarbigem Offset bei der Druckerei Oscar Brandstetter in Leipzig. Die Einbände aus grobem, naturfarbenem Leinen fertigte die Buchbinderei Frißche-Hager-Sieck in Leipzig.

64 Seiten, Format 19.4 × 27 cm. Kartoniert M. 5.40, in Ganzleinen M. 7.80

Verlag Grenze und Ausland · Berlin W 30

Zwei neue Romandichtungen

Heinrich Hauser

Notre Dame von den Wogen

Roman. in Leinen 5.80

Preussische Zeitung: In der Schilderung des Kapitäns, der Mannschaft, des Kampfes mit Wind und Wetter ist Heinrich Hauser etwas gelungen, das kein anderer so unmittelbar und wahr hätte schreiben können, hier ist den letzten großen Segelschiffen noch einmal, bevor sie verschwinden und der Sage angehören werden, mit Liebe und begeisterter Teilnahme ein Denkmal gesetzt.

Nationalzeitung Essen: Mit diesem abenteuerlichen Roman, in dem das Meer und die Winde aufrührerisch rauschen, hat Hauser das eigentliche Thema seines Lebens, seiner Sehnsüchte und seiner tiefsten Erlebnisse wieder aufgegriffen. Hauser ist erfüllt von dem Größten, was es in der Natur gibt: der Gewalt des Meeres.

Sepp Keller

Das ewige Leben

Roman. in Leinen 5.80

Rheinische Landeszeitung: Das Werk von Sepp Keller ist eine neuartige Form, eine Verbindung von Chronik und Erzählung. Der große Vorteil dieser Romanform ist die mächtige Fülle der Geschehnisse und der Bilder. Hier wird einer erschlagen, dort brennt ein Haus, hier raufen sich die jungen Burschen, spielen und schwätzen kleine Mädchen. So wechseln die Bilder: ein Jahresfest, ein schwermütiger Regen über der Landschaft — ein handfester Unternehmer wirft einen Streikansager achtkantig zur Tür hinaus — oder es erfüllt sich die große schöne Liebe eines Mädchens in der Sterbenacht des Vaters. Sepp Keller gestaltet diese Bilder straff, klar und packend. Er stellt die allseitige Wirklichkeit bäuerlichen Lebens dar, ohne falsche Romantik, aber sachlich bis in die Tiefe überwirklicher Empfindungen.


Christian Janssen

Eugen Diederichs Verlag Jena

Dr. Lahmanns
Lanatorium „Weißer Hirsch“
— DRESDEN

PHYSIKALISCH-
DIÄTETISCHE
HEILANSTALT

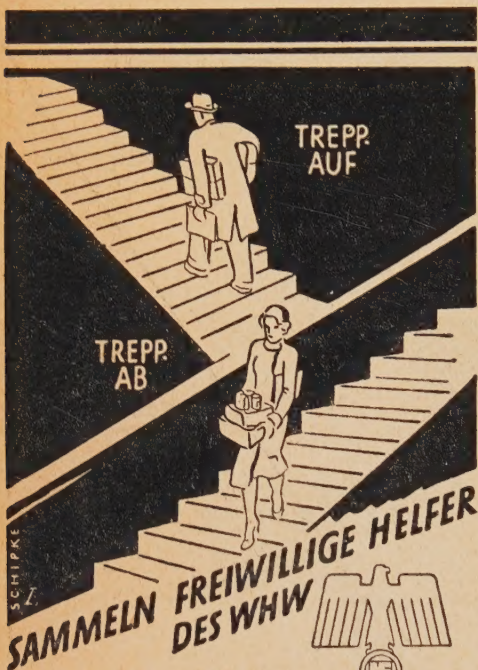
6 Fachärzte / Modernste Kurmittel
Ganzjähr. geöffnet, Waldgolfplatz!



TREPP
AUF

TREPP
AB

SAMMELN FREIWILLIGE HELFER
DES WHW



**VERGISS DAS NICHT
BEI DEINEM OPFER**

*Für die 5000 Millionen des Reichsopfers
unvergleichlichst glückselig ist es, wenn
ich mitmitleiden, helfen und beistehen.
Sicheres Verbleib denken zu dürfen*

Dr. Peter Bergmann

BORKUM
JUIST
NORDERNEY
BALTRUM
LANGEOOG
SPIEKEROOG
WANGEROOG

Reiseziele für Juni bis September

Ind.: Asthma, Konstitution, Schwäche, Anfälligkeit, Katarrhe der Luftwege, Skrofulose.

Kurmittel
kalte und warme Seebäder, Luft- u. Sonnenbäder, Meerwasser-Inhalationen usw. — z. T. Schlickbäder.

„Reisewinkel“ durch den Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland Emden

Anzeigenpreise
nach Liste Nr. 6

HELIOS KLASSIKER

Erschöpfende Auswahl

Handliches Format

*Künstlerische
Ausstattung von
Prof. E. R. Weiß*

*Biographische
Einleitungen
namhafter Herausgeber*

Jeder Band in Leinen RM. 2.45,
Halbleder RM. 4.—. Über Ganz-
leder Ausgaben gibt der Prospekt
„Helios-Klassiker“ Auskunft.

Durch jede Buchhandlung

**PHILIPP RECLAM JUN.,
VERLAG, LEIPZIG**

Der Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft ruft überall einsatzbereite Helfer ans Werk.

Der Schwesternberuf

gibt allen deutschen Frauen und Mädchen eine Lebensaufgabe, in der sie nächst Ehe und Mutterschaft ihre schönste Erfüllung finden können.

Der Schwesterndienst

stellt sie in der Gemeindepflege, im Sanitätsdienst und Krankenpflege in die vorderste Front des Kampfes um das wertvollste Gut der Volksgemeinschaft, die

Volksgesundheit.

Nähere Auskünfte erteilen:

NSDAP.-Reichsteilung,
Hauptamt für Volks-
wohlfahrt,
NS.-Schwesternschaft,
Berlin W 62,
Auerstraßenstraße 110
Telefon: 25 93 33

Hauptverwaltung
des
Deutschen Roten
Kreuzes,
Berlin W 35,
Kantienstraße 10
Telefon: 25 95 51

Reichsbund
der
Freien Schwestern und
Pflegerinnen e. V.,
Berlin W 62,
Auerstraßenstraße 110
Telefon: 25 93 33



II, 3



Die Schulreform 1938 erhebt Stammeskunde zum Lehrfach!

Deutsches Volk

Eine deutsche Stammes- und Volksgruppenkunde in 24 Bänden
herausgegeben von A. Hilten Ziegfeld

*Band 1 Deutsche Volksordnung.	*Band 9 Wir Brandenburger!	*Band 17 Wir Bayern!
*Band 2 Wir Friesen!	Band 10 Wir Berliner!	Band 18 Wir Österreicher!
*Band 3 Wir Niedersachsen!	Band 11 Wir Mecklenburger!	Band 19 Wir Franken!
Band 4 Wir Westfalen!	Band 12 Wir Pommern!	Band 20 Wir Saarpfälzer!
*Band 5 Wir Alemannen!	Band 13 Wir Ostmärker!	Band 21 Wir Rheinländer!
*Band 6 Wir Hessen!	*Band 14 Wir Preußen!	Band 22 Wir Deutsche im Donaauraum!
*Band 7 Wir Thüringer!	*Band 15 Wir Schlesier!	Band 23 Wir Deutsche des Ostens!
*Band 8 Wir Sachsen!	*Band 16 Wir Sudetendeutsche!	Band 24 Deutsche wandern in die Welt!
* bereits erschienen		

Jeder Band ist mit rund 90 Karten und Federzeichnungen bebildert. — Bei Subskriptionsbezug gilt ein Einheitspreis von RM. 3.90 pro Band. Einzelpreise je nach Umfang. — Bitte fordern Sie vom Verlag Prospekte an.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG EDWIN RUNGE / BERLIN-TEMPELHOF, Paradeplatz 9

Zu dem Aufsatz: *Hollmann, Moderne Medizin und medizinische Romantik*

Richard Benz

Die deutsche Romantik

487 Seiten, 31 Bildseiten. Leinen RM. 10. —, geheftet RM. 8. —

Wir erinnern an das Urteil von Dr. Paul Fechter im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau“: „Benz gibt in diesem Werk nicht eine Literaturgeschichte, sondern die Geschichte einer geistigen Haltung, wie sie eine ganze Zeit, ihre Kunst, ihre Musik, ihre Wissenschaft erfüllte. Mit einer umfassenden Sachkenntnis umreißt er ein Zeitbild, das von Wackenroder bis zu Schinkel, von Runge bis zu den Grimms geht.“

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Prof. Dr. med. L. R. Grote und Dr. med. Alfred Brauchle

Leitender Arzt der medizinischen Klinik

Leitender Arzt der Klinik f. Naturheilkunde

am Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden

Gespräche über Schulmedizin und Naturheilkunde

Mit einem Vorwort des Reichsärztesführers Dr. med. Gerhard Wagner

Geheftet RM. 3.—, in Ganzleinen RM. 4.50

Ein entscheidender Beitrag zu dem heute aktuellsten Problem
der Medizin

Zwei hervorragende Vertreter der Schulmedizin und der Naturheilkunde, die durch gemeinsame praktische Arbeit im Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden eng verbunden sind, haben sich zusammengetan, um in der Form des alten klassischen Dialoges Aufklärung zu schaffen über die Gegensätzlichkeiten und Gemeinsamkeiten zwischen Schulmedizin und Naturheilkunde. Beide stehen fest auf dem Boden ihrer Anschauung, beide besitzen sie aber auch die vollkommene Durchbildung und die Weite des Horizonts, die nötig sind, um den Standpunkt des Partners zu begreifen und zu würdigen. Hier ist eine Grundlage geschaffen, auf der sich die Medizin der Zukunft entwickeln kann.

Dr. med. Alfred Brauchle

Leitender Arzt der Klinik für Naturheilkunde am Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden

Naturheilkunde in Lebensbildern

490 Seiten mit zahlreichen Textbildern über Kuranwendungen und 16 Bildtafeln

Geheftet RM. 9.—, in Ganzleinen RM. 11.—

Dieses jüngste Werk Brauchles umfaßt die Lebensbilder und die Behandlungsmethoden von Hippokrates an bis zu den lebenden Naturärzten. Als einer der führenden Vertreter der neuen Heilweise vertritt Brauchle den Standpunkt: nur der Kranke ist wichtig; die Methode, nach der er von einem erfahrenen Vollarzt behandelt wird, darf nicht mehr Streitobjekt sein. Der Buchhändler Just, der Fuhrmann Schrotz, der Pastor Felle, der Ernährungspolitiker Hindhede, der Mandelbehandler Roeder und viele andere haben ihren Platz neben Prießnitz, Kneipp und Bahmann gefunden. Den vollen Wert erhält das Werk durch die Vergleiche, die Brauchle anstellt, durch Warnungen, die er unumwunden ausspricht, durch Hinweise, die den Weg zu neuen Erkenntnissen vorbereiten. Ein Buch, das leicht hätte ermüdend ausfallen können, ist durch die besondere Begabung und das Wissen des Verfassers zum packenden Erlebnisbuch für jeden Leser geworden.

Reclam